

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Dissolving Views	341
Mein Vater. Von Mathien Schwann	357
Blitzkapitel. Von Achse von Stradonitz	363.
Selbstanklagen. Von Wilhelm, Leuchow, Holstein, Hensen, Brandenburg	370
Phoenix. Von Leben	373
Der Kellner auf dem Regenbogen. Von Georg Engel	376
Sarbanapal	380

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
 Kommanditgesellschaft auf Aktien
Kapital: 5 Millionen Mark.
 Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,
 hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen
 Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber
 völlig kostenfrei

9-4 Uhr.

SCHWARZBURG Beste Pension * * * *
 Großstädtischer Komfort
 Tennis, Schwimmbad * **Weisser Hirsch**
 Bürgerliche Preise * *

Hamburg. **HOTEL ESPLANADE**
 Am Dammtor-Bahnhof.
Zimmer mit Bädern.
Neu eröffnet. Carlton Ritz Restaurant.

Neues Schauspielhaus | **Grand Hotel Excelsior**
 Nollendorfplatz | Anhalter Bahnhof
Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

Hamburg. **HAMBURGER HOF**
 Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster
 Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.
Gänzlich renoviert **Feine Französische Küche**
 Neue Direktion.

**Aus dem Nachlass
 eines katholischen Priesters**

Gedichte von **Stefan Rónay**
 2. Auflage Geb. 3 Mark

Was wird das
 Consistorium dazu sagen?
 (Heimgarten)

Cherchez la femme!
 (Oesterr. Literaturblatt)

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.



Berlin, den 6. Juni 1908.

Dissolving Views.

Vor hundertzwanzig Jahren, als der dicke, pomphaft thronende, aus un-
kriegerischem Festlärm gern in leichte Salonmythik schweifende Sohn
August Wilhelms just seine Eitelkeit mit dem nährkraftlosen Erfolg im hol-
ländischen Wilhelminenhandel gefüttert hatte, wurde eine Denkschrift bekannt,
die, unter dem Titel „*Considérations sur l'état présent du corps politique*
de l'Europe“, schon fünfzig Jahre vorher entstanden war. Frig hatte sie,
Preußens Kronprinz, verfaßt, weil die Seemächte ihm die von Fleury's Po-
litik her drohende Gefahr nicht zu erkennen schienen, und wollte sie (ein Brief
an Voltaire bezeugt) anonym, in der Maske eines Briten, in England ver-
öffentlichen. Drum schrieb er den Satz: „Ich, der in einem freien Land Ge-
borene, darf so aufrichtig reden, mit so tapferer Rückhaltlosigkeit, daß die in
der Knechtschaft Geborenen und in elender Sklaverei Erzogenen meine Rede-
weise vielleicht wie ein Verbrechen schelten werden; Die so urtheilen, sollten
aber bedenken, daß in dem Erdreich, in dem ich erwuchs, die Furcht nie auf-
feimen konnte.“ Europens Fürsten wollte der verummumte Kronprinz Wahr-
heit sagen, „die sie aus dem Mund ihrer Höflinge und Schmeichler niemals
vernommen haben.“ Nicht den fremden Fürsten nur: auch dem eigenen Va-
ter; dem müd gewordenen Soldatenkönig, der, unter dem Einfluß des Dessau-
ers, Grumbkows und Seckendorfs, Dank vom Haus Oesterreich erhoffte und
die Möglichkeit verzauberte, als Herr der centralen und in Jugendkraft strotzen-
den Militärmacht dem Preußenstaat den Weg in die Zukunft zu bahnen. Grie-
drich Wilhelm schien der Stoßgewalt seiner Waffen allzu zaghaft nun zu miß-

trauen. England und Holland vergaßen, daß auf dem europäischen Festland nur Preußen ihnen ein zuverlässiger Bundesgenosse sein konnte. Dem Kaiser paßte Preußens unterwürfige Passivität in seinen Hausmachttram. Und Frankreich durfte sich eines Zustandes freuen, der die Vormacht des Katholizismus stärkte, Briten und Holländern die preußische Hilfe entzog und den kleinen, aber unheimlich gerüsteten Soldatenstaat isolirte. Drum wollte der Kronprinz reden. Nicht als Hohenzollern, dessen größte Sorgenphäre die Ramen Sülich und Berg umspannten, sondern als wachsender Brute, der Fleury's Frankreich auf der bequemsten Straße flink der Welt Herrschaft (monarchie universelle nennt ers noch dantisch) zustreben sieht. Wie um diese Zeit die Stimmung des in Rheinsberg politisch Vereinsamten war, lehren seine Briefe an Grumbkow. „Ich bin, wo es sich um den Ruhm des Königs handelt, höchst empfindlich und leide unter dem Bewußtsein, daß Nothwendiges bei uns veräußt wird. Ich fühle eine geheime Absicht, die sich gegen uns kehrt, und sehe, wie sich an unserem Himmel Gewitterwolken zusammenballen. Noch ist vielleicht Zeit, dem Unwetter auszuweichen. Mehr als alles Andere aber erschreckt mich eine gewisse Lethargie, die ich bei uns wahrnehme. Sieht denn Keiner, daß man unsere Waffen nicht mehr fürchtet, uns offen, ganz frech den Ausdruck der Verachtung zu bieten wagt? Ich scheue mich, auszusprechen, was ich ahne: Unheil, das um so größer sein wird, je weniger man vorausieht. England wird, im Bund mit einer anderen Macht, dafür sorgen, daß wir vor die Frage gestellt werden, ob wir loschlagen oder kläglich demüthigende Bedingungen hinnehmen wollen. Auch bei den Verhandlungen über die Herzogthümer (Sülich und Berg, die eine Note der vier Mächte einstweilen, bis ein neues Abkommen möglich geworden sei, eben für das Haus Pfalz-Sulzbach reklamirt hatte) gab es nach meiner Ueberzeugung nur zwei Möglichkeiten: stolze Weigerung oder Beugung unter das schimpfliche Joch, das man uns aufzwingen will. Ich bin kein so geriebener Politiker, um mich mit einem Gemeng von Drohung und Unterwerfung abfinden zu können; ich bin jung und werde vielleicht meinem ungestümen Temperament nachgeben, aber nie halbe Sachen machen. Glauben Sie mir, lieber Marschall: jezt ist die Zeit, laut zu reden; man muß die Köpfe vorzubereiten und zu gewinnen versuchen, die Druckerpresse muß Arbeit bekommen und ich habe größere Lust als je, meine Denkschrift zu veröffentlichen.“ März 1738. Da sondirt Kardinal Fleury Preußens Gesandte in Paris und im Haag wegen der Herzogthümer. Darüber läßt sich ja reden, parbleu; der König soll nur offen sagen, was er verlangt. Friedrich Wilhelm ist schnell entzündet. Merkt nicht, daß es dem Kardinal nur darauf an-

kommt, für den im westindischen Wasser wegen des Schmuggels drohenden anglo-spanischen Krieg, in dem Frankreichs Bourbonen, nach dem neuen Familienvertrag, mitfechten müßten, Preußen von England fern zu halten, und läßt sich mit der Hoffnung auf Konzeffionen fördern. Frankreich darf jetzt also nicht denunczirt, Frißens franzenfeindliche Schrift nicht veröffentlicht werden.

Als sie ans Licht gelangt, ist der Autor (der auctor des neuen Preußen) tot, wankt im Lilienreich das Gebälk, werden im Berlin Bischoffwerders Geister beschworen und Feste gefeiert. Die Revolution. Die wundervolle (und fast fruchtlose) Episode Bonaparte. Welch Schauspiel! Aber, ach, ein Schauspiel nur. Ein Traum nur von der Weltherrschaft. Ueber Waterloo und Trafalgar führt den Britenleu den Pfad auf den Gipfel. Wüste ringsum. Verheerte Fluren, zerstampfte Saaten. Der Anblick labt dennoch das Auge. Wem ward vorbestimmt, in der Wüste zu herrschen? Wem als dem Löwen, der nicht von Europens Flora, Europens Fauna die Säfte ergänzende Nahrung zu hoffen braucht? Rußlands Palaeologenaar mag ostwärts blicken; weht er die Krallen, um sie in europäisches Land einzuhaken, so rufen wir den Islam gegen den Eindringling auf, verbündeln Mohammeds überlebenden Fanatismus den Humanitätregungen der im Westen den Ton angehenden Rationalisten und Dantonisten und thürmen der Goldenen Horde im Südosten einen unübersteiglichen Wall entgegen. Frankreich in Krämpfen, in den Wehen vor der Geburt einer neuen Gesellschaftsform und, im Trachten nach Bereicherung, ohne den providentiellen Mann, der die Enttäuschten, vom Gloiretaumel Ernüchterten zu neuem Ruhmrausch aufzupeitschen vermöchte. Das Reich deutscher Nation ein Spott der Staatskanzleien. Und Habsburgs Stamm von slavischer und magyariſcher Sorge ange nagt. Preußen? Faul vor der Reise, hat Mirabeau gesagt. Nach jeder großen Anstrengung Jahre lang ohne Kraft zu muthigem Entschluß. Nach den frißischen Kriegen der prunkvolle, dem Untergang zujubilirende Jammer des zweiten Wilhelm. Keine Stimme spricht; trotzdem oben Hundert spüren, wie das Fundament allmählich zermorſcht. Keine; in der Politik und im Heer dürfen die Haugwitz und Hohenlohe ungestört ſchalten und die Gunst der Stunde vertändeln. Bis zum Tag von Jena kaum eine Stimme; trotzdem die Scharnhorst, Gneisenau, Blücher leben. Zähes Erwachen; zu spät. Nach einem harten Zahrsiebt die Erhebung, der Sieg. Ein nicht ausgenühter; vielleicht nicht mehr ausnützbarer. Die Enttäuschungen des Wiener Kongresses und des Pariser Friedens. Dann, in dem Staat, der das nie gesehene Schauspiel des Volkes in Waffen (nicht eines vom Caesar Augustus Bonaparte befohlenen Kriegszuges) der Welt geboten hatte,

wieder eine lange Dürre. Ist der Boden erschöpft, in einem blutigen Säkulum ihm zu viel abgefordert worden? Kein Halmchen wächst; irrlichtelirender Romantikerpolitik reißt nicht eine genießbare, nahrhafte Frucht. Preußen vereinsamt. Auf den geschäftigen, ruhelosen, eitlen, vedseligen König blickt, als auf einen unberechenbaren Faktor, das Ausland mit Argwohn, auch der nicht geradezu feindliche Theil des Deutschen Bundes mit der Veringschätzung des oft grundlos Gereizten. Oesterreich und Rußland sind mißtrauisch. England läßt sich von dem in London durch Bunsen und Stockmar vertretenen armen Wetter gnädig den Hof machen, gewährt, trotz allem Werben, seiner Blüthe aber kein Mäntelchen. Doch Berlin dankt schon für huldvolles Lächeln.

Herbst 1841. Das Versöhnungsfest des Meerengenvertrages ist gefeiert, die Kriegsgefahr beseitigt und Britanien hat, wenn der wiederhergestellte Bund der Westmächte auch nicht mehr ganz so fest scheint wie vor der Lösung, für nahe Zeit nichts Ernstes zu fürchten. Am neunten November wird dem Schoß Victoriens ein Knäblein entbunden. Die Königin ist bald wieder auf den Beinen und schreibt, vor der ersten Spazierfahrt, an den König der Belgier: „Unser Junge ist ein prachtvoll großes und starkes Kind mit großen dunkelblauen Augen, einer etwas umfangreichen, aber hübsch geformten Nase und einem kleinen, allerliebsten Mund. Ich hoffe und bete, daß er dem lieben Papa ähnlich werde. Er soll Albert genannt werden; sein zweiter Name soll Edward sein.“ Etwas später aus der selben Tonart an den selben Adressaten: „Ich bin neugierig, wem unser Junge ähnlich werden wird. Sie begreifen, wie glühend meine (und, glaube ich, Aller) Gebete für ihn erflehen, er möge in jedem, jedem Zug, an Körper und an Geist, seinem theuren Vater, diesem Engel, gleichen. Doch selbst Sie, liebster Onkel, können nicht ahnen, wie glücklich, wie gesegnet ich mich als Gattin fühle und wie stolz ich auf den Besitz eines so vollkommenen Mannes bin. Welche Seligkeit, wenn unser Kind ihm einst gliche!“ Am sechsten Dezember legt Sir James Graham der Königin das Patent vor, das den Titel des Knaben bestimmt. Bisher war er Herzog von Cornwall genannt worden. Nun heißt es: „Wir thun kund und zu wissen, daß Wir Unseren geliebten Sohn, den Prinzen des Vereinigten Königreiches von Großbritannien und Irland, Herzog von Sachsen und von Cornwall, zum Fürsten von Wales und zum Earl of Chester ernannt haben. Nach ehrwürdigem Brauch fürsten und belehnen Wir diesen vielgeliebten Sohn, indem Wir seine Hüfte mit einem Schwert gürten, die Krone der Edlen auf sein junges Haupt setzen, seinen Finger mit einem Goldreif zieren und seine Hand einen güldenen Stab umfassen lassen, zum Zeichen, daß er in diesem Theil Un-

Jerres Reiches die Herrschaft und die Vertheidigungspflicht übernommen hat.“ Bald danach schreibt die Mutter: „Jedem fällt auf, wie ähnlich Albert junior seinem lieben Papa ist. Den Vergleich mit meinem theuren Engel kann Keiner aushalten.“ Inzwischen ist, auf Stockmars Rath, Friedrich Wilhelm als Gevatter des kleinen Albert Edward nach London geladen worden. Nikolai Pawlowitsch rath von der Reise ab; er fürchtet, der unstete Schwager könne sich an der Themse aus der „Solidarität der konservativen Interessen“ in eine liberale Utopia locken lassen und unterwegs in die Hände eines Prinzen von Frankreich oder gar des Blausenkönigs Leopold fallen. Metternich sieht andere Gefahr: die Stärkung protestantischer Parteiwuth, die seine Nerven überall wittern, durch allzu sichtbare Intimität der katholischen Großmächte. Beider Warnung verhallt. Der König schwelgt schon in dem Gedanken an diese Reise. In Adventstimmung hat ihn Lord Ashley, Bunsens frommer Freund, den herrlichsten, edelsten Monarchen der Erde genannt. Der Breslauer Israelit, der nun Alexander heißt, schützt mit Kreuz und Krummstab das Heilige Grab und Preußens König erblickt in dem Biethum von Zion, das er für seines Geistes Werk hält, die Zelle, aus der die Union aller Evangelischen in greifbare Wirklichkeit hineinwachsen wird. Seitdem sind in England obendrein Peel und Aberdeen als Ruder gekommen; konservative Männer von ernsterer Frommheit, als Palmerstons Feuerkopf je geherbergt hatte. Diese Reise verspricht hohen Genuß. Am fünfundzwanzigsten Januar 1842 ist in Windsor Castle die Taufe. Wellington, der Feldmarschall, schirmt mit dem Reichsschwert das Haupt des Täuflings, auf dessen Stirn der Gevatter aus Preußen beinahe andächtig die Lippen drückt. Victoria zeigt sich von ihrer liebenswürdigsten Seite. Sie heftet mit eigener Hand den Silberstern des Hofenbandordens an die Brust des Gastes, schlingt das dunkelblaue Band um seine linke Schulter und trägt als Taufmutter am Armreif sein Bild. Den Politikern imponirt der Spreeromantiker nicht. Zu wenig Wucht und zu viel koketter Geist. Die Radikalen schelten ihn laut einen Lölpel, Heuchler, Spion und im Oberhaus spricht Lord Brougham offen die Hoffnung aus, der Preuße werde im freisten Land der Erde endlich lernen, daß es Zeit sei, das Versprechen des Vaters einzulösen und seinem Volk die Wohlthat einer Verfassung zu gewähren. Stockmar selbst steht befremdet vor der überchwingenden Phantasie des hohen Herrn, der ihm eines Tages mit ernster Miene erzählt, Belgien (dessen Neutralität doch auf Preußens Antrag von den Großmächten anerkannt worden ist) müsse schnell in den Deutschen Bund eintreten. Ein Einfall von vielen, die dem Hirn eines schwärmenden Knaben zu entstammen scheinen. Der Königin und ihrem Onkel Leopold gefällt der Gast.

Victoria schreibt: „Er ist ein sehr liebenswürdiger Mann, von freundlichem Wesen und bestem Willen, sehr beliebt (so scheint mir) und sehr amüsant. Er wünscht ein deutsch-belgisches Bündniß, das auch wirklich, wie ich glaube, den Belgiern Vortheil verheißt. Er hat Windsor höchst ungern verlassen. Gestern speiste er bei den Sutherlands; heute ist er Wellingtons, morgen Cambridges Tischgast und für Donnerstag haben wir ihn, der im Buckingham-Palast bei uns wohnt, noch einmal zum Diner geladen. Ein angenehmer, freilich auch anstrengender Besuch. Der König ist offen, natürlich, freigiebig und möchte, wo er nur kann, Gutes thun.“ Auch Leopold, den er im Schloß Laeken besucht, findet ihn „reizend, geistreich und gutmüthig“ und hofft, nach dieser Reise, die ihn Wesen und Werth westeuropäischer Kultur klarer erkennen lehre, werde er sich bald völlig den „Klauen Rußlands“ entwinden. Lord Aberdeen lobt Friedrich Wilhelms Charakter, meint aber, sein Kopf sei allzu dicht von Wolken umschleiert. Ertrag bringt diese Reise nicht. Der berliner Nationalismus bespöttelte den Herrn, der bei der Taufe mit inbrünstigem Ausdruck die Responsorien gesprochen, in der Paulskathedrale viel zu oft die Knie gebeugt, den Sitten der Hochtörs und Anglikaner sich überhaupt zu eifrig angepaßt habe. Was thats ihm? Er hatte unvergeßliche Tage verlebt und wähnte, wie immer, wenn seine Eitelkeit an üppiger Tafel gesättigt war, Politik getrieben und münzbaren Gewinn heimgetragen zu haben. Geschwind noch ein Bißchen nachhelfen. Cornelius muß einen Glaubensschild zeichnen, auf dem, neben Jesu Einzug in Jerusalem, auch die Meerfahrt des königlichen Gewatters zu schauen ist. Friedrich Wilhelm in Muschelmantel und Pilgerhut auf einem Schiff, das ein Engel lenkt, der angefettete Höllegeist mit schnaubendem Dampfathem vorwärts treibt. Im Gefolge Rahmer, Stolberg und Humboldt (mit dem Delzweig in der Rechten); am Britenstrand zum Willkommensgruß Sanct Georg, der Prinz-Gemahl, Wellington. Wie kommt Humboldt neben den geflügelten Himmelsboten, wie der Koburger in die Gemeinschaft der Heiligen? Hüben und drüben fragte man so, als der silberne Schild über den Kanal geschickt war. Ein seltsames Pathengeschenk, das dem Prinzelein wohl kaum Freude gemacht hat. Dessen Geschmach traf Louis Philippe besser. Als die auf Tahiti und durch das französische Bombardement von Tanger, auch durch Joinvilles Brochure über Frankreichs Seestreitkraft entstandenen Schwierigkeiten beseitigt waren, konnte Louis Philippe nach London reisen. Der erste Franzosenkönig, der als Freund nach England kam. Und ein Schlaufkopf. Victoriens Herz hat er in der Stunde erobert, wo er ihren Albert *mon frère* nennt und wie den König der Briten, nicht wie den machtlosen Mann der Queen, behandelt. „Der Prinz-Gemahl,

dieser bedeutende Mann, ist mein Bruder.“ Mon frère: da schrumpft die Erinnerung an den tahitischen Uebergriff der Franzosen. Louis Philippe verspricht, in jedem Herbst fortan nach Windsor zu kommen, inszenirt in Portsmouth eine Flottenverbrüderung und schenkt dem kleinen Albert Edward ein Schießgewehr. Das hält zwar nicht lange; doch im November 1844 sorgt der gute Onkel Bürgerkönig in Saint-Cloud für Ersatz aus festerem Holz. Der Glaubensschild lehnt im Winkel. Täglich aber fragt der Kleine: Where is my gun?

Nach Friedrich Wilhelm und vor Louis Philippe war ein anderer gekrönter Gast nach Windsor Castle gekommen; ein noch wichtigerer, noch mächtigerer: Nikolai Pawlowitsch in höchsteigener Person. Nicht, wie 1698 der junge Zar Peter, als ein Lernender, der fremdem Muster froh nachstreben, mit abgeguckter Drillmeisterkunst sein Land debarbarisiren will. Als ein jedem Fürsten der Erde Ebenbürtiger, der viel zu gewähren, viel zu versagen hat und, nach manchem Persönlichkeiterfolg, überzeugt ist, seines Mundes Hauch müsse das Band, das die *entente cordiale* der Westmächte nur locker noch hält, ganz und für immer lösen. In Münchengraeb hatte (wie ein Halbjahrhundert später in Würzburg) ein austro-russischer Vertrag für den Fall der Osmanenliquidation vorgesorgt. Ein nützlichcs Abkommen, das aber nicht gegen alle schlimmen Möglichkeiten affekurirt; weder in Metternichs noch in Achrenthals Tagen. Habsburg, das doch die Vorwehen der ungarischen Revolution schon spürt und leise um Rußlands Hilfe wirbt, ist dennoch in seinem Hochmuth so dreist, daß es von Nikolais Tochter Olga vor der Verlobung mit dem Erzherzog Stephan den Uebertritt zum Katholizismus fordert. Non possumus, spricht der Papst des Ostens; und hört, da sein Orlow den Heirathplan zu früh ausgeplaudert hat, höhnische Nachrede. Wer bleibt ihm? Mit dem Zülkönigthum, mit den Erben der Jakobiner kann Nikolaus, „der Vertreter der monarchischen Idee in Europa“, niemals ernsthaft paktiren; trotzdem (oder: weil?) das Ministerium Guizot sich als Staaterhalter verummmt und lüstern um die Gunst der wiener Hofburg buhlt. Schwager Friedrich Wilhelm ist ein guter Mann; aber unstet und unzuverlässig. Wer England hat, hat Europa. Und England kann einen neuen Freund brauchen. In der *entente cordiale* ist von echter Herzlichkeit nichts mehr zu merken. Will Frankreich nicht in Toulon neue Kriegsschiffe bauen? Um Britaniens mediterraniische Vorherrschaft zu brechen? Den Groll, den schon das Auftauchen so freveln Planes in London erregt, muß der Moskowiter nützen. Prinz Joinville, der Bonapartes Erdenrest von Saint-Helena heimgeholt, bei Langer den starken Mann gespielt und in seiner wüsten Brochure Frankreich zu rascherer Marinerüstung

gemahnt hat, ist der Sohn Louis Philippes. Dem fängt man jetzt an der Kanalküste wohl leicht den Wind aus den Segeln. Im Juni ist Nikolai Pawlowitsch in Windsor. Die Königin rühmt die Schönheit seines Profils, die gefällige Würde seines Wesens, die ungemeine Höflichkeit seiner Umgangsformen; ist aber vom Ausdruck seines Auges erschreckt. „Dieser Ausdruck ist Allem, was ich je sah, unähnlich. Der Kaiser lächelt selten und gleicht auch dann nicht einem Glücklichen. Wie ein Traum dünkt es mich, daß wir mit diesem mächtigsten aller Herrscher behaglich frühstücken und spazieren. Meinen Engel lobt er sehr und sagt, er wünsche jedem deutschen Fürsten Alberts Tüchtigkeit und Verstand. Er ist ein Mensch von tiefer Empfindung und strengen Grundsätzen, aber weder geistreich noch kultivirt. Er hat nur für Politik und Heerwesen Interesse und scheint, da er sich für den Hort der Gerechtigkeit hält, gar nicht zu ahnen, welches Elend seine korrupte Beamtenerschaft verschuldet. Im Braß fühlt er sich unheimlich (als habe man mir die Haut abgezogen) und trug an den letzten Abenden deshalb seine Gardeuniform, in der er, trotz der Glaze, noch immer prächtig aussieht.“ Der Belgier weiß sofort, was Nikolaus in London sucht. „Allein kann er dem Drängen der Westmächte in der Orientfrage nicht widerstehen. Drum will er sie trennen. Gelingts, so ist er im Südosten der Herr. England aber hat gegen Rußland wichtigere Interessen zu vertreten als gegen Frankreich.“ Das vergaßen auch Peel und Aberdeen, Albert und Wellington nicht. Nikolaus mochte noch so oft betheuern, daß er nicht nach Konstantins Stadt trachte und nur ein neues Byzantinerreich der Hellenen nicht dulden dürfe: die Briten fühlten, daß er in dem Augenblick, wo sie ihm Frankreich geopfert hätten, als Gebieter im Balkan unüberwindlich sein würde. Er kam, er ging; und die entente cordiale blieb, was sie vorher gewesen war. Victoria schrieb an den Onkel: „Dieser Besuch war ein großes Ereigniß. Wenn er die Franzosen ärgert, mag ihr König herkommen; er ist herzlichsten Empfanges sicher. Die Grüße, die den Zaren empfangen, waren höflich, verriethen auch eine gewisse Wärme, kamen aber nicht vom Herzen.“ Vierzehn Wochen danach holte sich Louis Philippe aus dem Buckingham-Palast das ersehnte Hosenband mit dem silbern strahlenden Stern. Von ihm erhielt Viktors Erstgeborener eine Platte. Von Friedrich Wilhelm hatte er den Glaubensschild, vom Zaren das Großkreuz des Andreasordens erhalten.

Vierundsechzig Jahre ist's her. Der Kleine ist groß geworden; bewahrt aber an der Greisenschwelle noch die Jugendeindrücke in treuem Gedächtniß. Seine Mutter sah er am Werk: wie sie von den Königen aus Morgen- und Abendland sich, ihren Mitbürgern zu stolzer Freude, in bescheidener Frauen-

würde huldigen ließ und überall, eine unermüdliche Stickerin, ihre Fädchen anknüpfte. Sah Louis Napoleon, dessen große Kunst (nach Bismarcks Wort aus einem petersburger Brief an Schleiniß) war, „sich so in Dampf aller Art einzuhüllen, daß man überall und nirgend sein Heraustreten aus der Wolke erwarten kann; vielleicht bleibt er ganz darin und dampft mit Grazie in infinitum fort.“ Nach diesem Mann schlaun Schein, dem Wurzellosen, der, ein nie ganz französischer Holländer, mit den wohlgepflegten weichen Händchen nach der Korsettrulle langte und den der Imperatorenmantel immer umschlorterte wie Götzens Knappen der Küras des baumlangen Reiters, nach dem feuchenden Talent sah er das schlichte Genie an der Arbeit: den Märker, der nie mehr wollte, als er vermochte, auch, den Volksgenossen zum Heil, nie weniger, als in jeder Stunde eigene Kraft ihm erringen konnte. Von Allen hat Eduard gelernt. Von der Mutter die Geduld und den Entschluß, auf schnell den Erfolg lohnenden Applaus zu verzichten. Von Hortensius Sohn die Erkenntniß, daß auch die Phantasie, nicht der nüchterne Verstand nur, der Völker Beschäftigung heischt. Von Bismarck die kühlende Gewißheit, daß brauchbare Bundesgenossenschaft nicht durch Worte noch durch Charmeurgeschicklichkeit erworben wird, sondern nur durch den unwiderleglichen Beweis gemeinsamen Interesses. Auch in kleinerer Lehrer Schule ist er fleißig gegangen, vom Türkenhirsch und vom Diamantenkönig Cecil Rhodes, von Rothschild und Cassel in ihr Werkstattheimniß eingeweiht worden und hat so, nicht als ein zum Dalai Lama Erzogener, sondern als der zehende, lüdernde, spielende, spekulirende, in der Geldklemme schmachtende, von Alltagsorgen umdräute Freund kluger Kaufleute, erfahren, was das Leben ist; wie es schmeckt und riecht, schreckt und rüttelt, den Verzärtelten überrennt und den zum Kampf Tauglichsten frängt. Diese Erfahrung hob ihn rasch über die Duzendfürsten einer Zeit, die, in ihrer Armuth an Monarchentalenten, den treuen, tapferen Wilhelm, trotzdem er als Führer, auf dem ersten Platz, völlig versagt hätte, wie einen Heiligen, einen Genius verehrte und jetzt gar schon mit bewunderndem Blick sich an der anständigen Würde Franz Josephs weidet. Als der erste moderne Geschäftsmann großen Stils (größerer also als Louis Philippe und die belgischen Koburger) sitzt Eduard auf dem Thron. Nur Tröpfen kann seine Methode der Louis Napoleons ähnlich scheinen; nur in Mehnbuden vergrößerten Sinnen die täppische, hemmungslose, unfruchtbare Lärmsucht des Durchschnittsliberalen, Durchschnittsdilettanten Roosevelt vorzüglich gelten. Noch hat er nichts Unfluges, nichts unflug gethan; und in sieben Jahren mehr für sein Land geleistet, viel mehr als in Dutzenden Mancher, dem hastiger Ahnen-

kult in des Reiches Grenzen die Denkmale häuft. Sogar die persönliche Antipathie, die er auf den Thron mitbrachte (und die zwischen London und Berlin den Weg weiter erscheinen läßt als in den dampfkraftlosen Tagen Georgs des Zweiten), hat er in den Dienst der nationalen Sache gezwungen. Noch vor der coronation sah er das Ziel: die Isolirung des Reffen, dessen Hand nach dem Dreizaß langte. Und in der selben Stunde hat er auch erkannt, daß dieses Ziel nur zu erreichen war, wenn Britannien sich entschloß, vom Trug zu reellem Geschäft überzugehen und nicht länger zu fordern, daß die Kontinentalmächte ohne Entgelt für *His most gracious Majesty* arbeiten. Seit Eduard die Britenfirma vertritt, zahlt sie prompt, zahlt fast immer bar; und Niemand darf ihr mit Zug heute noch nachjagen, sie habe ihn um seinen Lohn geprellt. Nicht der Tur noch der Japaner; weder Frankreich noch Rußland; Spanien, Portugal, Griechenland selbst sind auf ihre Kosten gekommen; Desterreich-Ungarn und Italien werden am nächsten Zahltag befriedigt werden. So gehört sich im Verkehr mit großen Handelshäusern. Deren Vertreter braucht auch nicht zu randaliren, seine Waare auf allen Märkten anzupreisen und mit Hausirergeberde die Kunden herbeizuwinken; darfs nicht einmal: sonst schwände der Ruf seiner Firma. King Edward reist wie ein reicher Gentleman; spazirt, ohne großen Troß, in Paris, Biarritz, Marienbad, Homburg in Jacketanzug und weichem Hut umher, beschränkt sich bei Empfang und Abschied auf das Unvermeidliche, sieht die Menschen, denen er begegnet, scharf an, hält ihnen nie feierlich dröhnende Reden, pflegt den Leib und bringt den Herren Edward Grey und Charles Hardinge gute Geschäftsabschlüsse heim. Jahr vor Jahr. Alles drängt in seinen Concern. Und die Reiche, deren Herrscher an seiner Wiege standen, hat er sich jetzt fest verbündet.

Nach langer Pause wird Nikolais Besuch einem anderen Nikolai nun erwidert. Die Meldung, daß Eduard nach Rußland reise, konnte nicht mehr überraschen. Der anglo-russische Vertrag ist längst Ereigniß geworden. Nur die asiatischen Fragen, hieß es, die heikelsten nur, beantworte er; stillt aber, in einer einstweilen sekretirten Klausel, auch Rußlands Meerengensehnsucht. Zum ersten Mal liegen britische Kapitalisten ihr Geld im Zarenreich offen arbeiten; der Strom wird reichlicher fließen, wenn die City, bei zunehmender Liquidität, wieder mehr zu versenden hat. Parings übernahmen eine moskauer Anleihe; sicher nicht ohne Einverständnis mit Sir Edward Grey. Ein großer Theil des russischen Staatsbedarfes (dessen Befriedigung nach dem swinemünder Sommernachtsraum nur deutschen Firmen zufallen sollte) wurde in England bestellt. Nach dem französischen kam der britische Generalstabschef nach Petersburg; und bald ward in den Staatskanzleien geäußert, Rußland habe, trotz

der Geldknappheit, beschloffen, das Tempo seiner Mobilisirungsmöglichkeit um fünfzig Prozent zu beschleunigen. Offenbar Hamiltons Werk: darüber hat sich am Königsplatz wohl kein Abtheilungschef getäuſcht. Auch über Makedonien werden Tſwolſkij und Grey einig. Mit dem Gouverneur und der ſichtbaren Autonomie kann man noch ein Weilchen (biſ in den Lenz?) warten und inzwiſchen die Balkanerſchaft genau reguliren; wichtig iſt jezt nur, dem Sultan jeden Zweifel daran zunehmen, daß Briten und Ruſſen zuſammengehen: dann optirt er im Nothfall nicht für den vereinsamten blonden Kaiſer. Und der nächſten ruſſiſchen Anleihe iſt Englands Beiſtand gewiß. Eine Etape. Für die Politik und für die Wirthſchaft Europas. Denkt Euch Rußland mit Britengold und Britenintelligenz gedüngt. Daß, nach Eurem Herzenswunſch, demokratiſirte Rußland, daß, je mehr die Zarenmacht morſcht, um ſo feindlicher auf den deutſchen Nachbar blickt. Daß Rußland, daß die Polen leidlich aſſimilirt hat, auf ein Kondominium in Südſteuropa rechnet und wieder zur Vormacht aller Slaven geworden iſt. Eduard kann ruhig nach Reval reiſen.

Ein neuer Dreibund alſo. Ein längſt vorauszuſehender. Nur von Denen nicht, die ſich von dem widrigen Rummel der Zeitungmacher-, Bürgermeiſter- und Pfarrer-Befuche blenden ließen und hofften, über des Königs Haupt hinweg in die Gunſt des Inſelvolkes klettern zu können. Von Betrogenen nicht noch von Betrügnern. (Schämt ſich heute denn Keiner von all den Verſöhnungſchlemmern, die bei Paſch und Roaſtbeef, Hammel und Budding Weltgeſchichte zu machen wähten und nicht merkten, daß Verachtung ſie ſchlingen und ſchlürfen jah? Soll der groteske Unfug dieſer Kriechwiſiten fortwähren, biſ die Komiteeſpißen, dieſe Förderer nationaler Schmach, der Reihe nach unter die Lupe genommen und ihre Motive und ſtilen Wünſche ſelbſt dem ſtumpfeſten Blick entſchleiert ſind? Iſt des Dienerns und Anbiederern immer noch nicht genug?) Ein fürs Erſte ernſt zu nehmender Dreibund; nicht einer, der rechtſ am hellen Tage gelockert, links in dunkler Nacht von feiger Untreue gelöst wird und der über die ſchlaffe Friedenszeit hinaus nicht einmal das Scheinleben von heute zu friſten vermöchte. King Edward hat nicht vergeſſen, waß dem Knaben Albert Eduard in die Kinderſtube geſpendet ward: von Rußland das Kreuz, von Frankreich die Waſſe. Zweierlei Werkzeug zum Machterwerb. Als der von hellem Britenjubel umbrauſte Präſident Fallières, den, als den Vertreter der Franzöſiſchen Republik, Eduard ernſt in die entente permanente, den Ewigen Bund, lud, die beiden Völker aufgefordert hatte, *de resserrer les relations*, ſagte Herr Lardieu, der Verfaſſer deſ meißterlichen Marokkobuches, im Temps: nur wenn Britanien ſich ſchnell ein ſtarkeſ Land-

heer schaffe und für Frankreich so ein zweites Rußland werde, könne das Bündniß der Republik den Vortheil bringen, den sie als Entgelt ihrer Leistung verlangen müsse. „Vor einem Krieg wäre uns, in der europäischen Situation von heute, Englands Beistand von höchstem Werth. Von recht geringem aber nach dem Ausbruch des Krieges. Alle britischen Seesiege würden nicht einer Kanone, nicht einem Mann unsere Grenze sperren.“ Nur eine Territorialmacht könne Frankreich gegen deutsche Invasion schützen. „Et à qui serait surpris que les considérations militaires tiennent autant de place dans l'article qu'on vient de lire, nous nous permettrons de faire observer que la valeur des combinaisons diplomatiques destinées à consolider la paix se mesure à l'efficacité qu'elles auraient dans la guerre.“ Ein vernünftiger Grundsatz, den die deutschen Staatskünstler leider längst vergessen haben; sonst wüßten sie, daß ihre slavo-romanische Genossenschaft keinen Knaben mehr schreckt. Glaubt Herr Tardieu aber ernstlich, was er sagt? Und darf der Deutsche aus solchem Artikel schließen, Marianne blicke mit einem heiteren, einem feuchten Auge auf den neuen Bund? Nein. So dumme Artikel kommen nur bei uns in große Blätter. Herr Tardieu weiß, daß England nicht daran denken kann, eine große Landmacht zu rüsten, und daß es, wenns daran denken könnte und wollte, mit der Ausführung solchen Planes viel zu spät fertig würde. Tardiens Artikel ist ein taktischer Versuch, den bedrohten Nachbar, der am Ende doch die Geduld verlieren könnte, noch für ein Weilchen einzuklinken. Und diesem Versuch lacht wirklich hier und da der Erfolg. Die Franzosen sind unzufrieden, heißt's; und gleich danach: In Westminster haben die Radikalen sich gegen Edwards Reise nach Reval erklärt. „Ein schöner Dreibund, der sich sofort nach der Knüpfung schon lockert.“ Was erreicht werden sollte, ward durch die pariser und londoner Taktik erreicht: das ungeheure Ereigniß dieser Koalition den Deutschen als harmloses Lenzvergnügen hingestellt. Denn Tommy Atkins kann ja nicht den Eljah und Lothringen zurückerobern und die verwilderten Erben Palmerstons, Arqubarts, Gladstones sehen, wie unsere Röhsten, in Osteuropa nur russische Gräuel.

Ein ungeheures Ereigniß. Wer vor zwanzig Jahren, noch an Wilhelms Sarg, prophezeit hätte, wäre ausgelacht worden. Zwischen Frankreich und England stehen die Schatten der Pucelle und Napoleons; und ehe der Bretonen den Angeln umarmt, siehst Du die Loire rückwärts fließen. Gar Britanien und Rußland! Der Kampf um Indien, bedenkt doch; Afghanistan; Persien; der ostasiatische Markt; die lange Liste der *russian atrocities*; Alles, was in der Bibel steht. Schon ein franko-russisches Bündniß schien undenkbar.

Soll der orthodoxe Selbstherrscher sich einem Volk verbrüdern, dessen Hymne gegen die horde d'esclaves, de traitres, de rois conjurés zu den Waffen ruft? Holstein-Gottorp den Resten der Montagnards? Doch geschahes. Wurde möglich, seit im Deutschen Reich die lärmvollste und sinnloseste Politik aufkam; wurde nothwendig. Daß erst früh fühlte, ist Eduards Verdienst. Er endet den Burenkrieg und macht Botha zum Statthalter in dem Land, wo, nach Krügers eigenmächtigem Willen, der Briten nur als Helot haufen sollte. Er läßt Rußland von Japan schlagen und streckt dem geschwächten Riesen dann die Hand hin und verheißt Nikolai Alexandrowitsch die Erfüllung des Wunsches, den Nikolai Pawlowitsch ein Zarenleben lang im Herzensschrein verkümmern lassen mußte. Warum soll das Andreaskreuz nicht über Konstantins Stadt leuchten? Die Schwächung des Islam bringt Britanien Gewinn. In Asien braucht es Ruhe; braucht's, wenn der farbige Mann zu stolz, in den Waffen und im Gewerbe zu tüchtig wird, eines Tages auch die Truppen des Khans von Moskau als Helfer. Den muß es haben. Und wird der Wasserläufig ins Mittelmeergeöffnet, darf Rußland mit Oesterreich-Ungarn nach dem bismärckischen Zonenprojekt sich ins Türkenerbe theilen, dann ist dem Leuen nichts verloren und viel gewonnen. Rußland hat den Schlüssel zur Südwestpforte seines Hauses und ist der deutschen Glanke wieder näher als in der Zeit der transmandschurischen Pläne, da es sich, unter Wittes Tatarenfaust, von Europa abgewandt hatte. Oesterreich kann au delà de Mitrovitza vorschreiten und, im Besitz Salonikis, mit festem Damm den deutschen Einfluß abwehren. Kann dem italiischen Nachbar endlich aber auch gestatten, über die Adria zu greifen, sich an der Seite des montenegrinischen Freundes zu jätigen und im Vordertreffen der Westmächte den Platz einzunehmen, den Natur und Kultur, Schutzbedürfnis und Volkssehnsucht ihm anweisen. (Darüber wird Eduard, wenn er mit dem Erzherzog Franz Ferdinand in Marienbad um die Heilquellen schlendert, Manches zu erzählen haben.) Frankreich kann, ohne Italiens Neid zu wecken, sein nordafrikanisches Reich arrondiren; wer Algerien, Marokko, Tunis und Tripolis hat, mag Egypten leichter verschmerzen. Von allen Seiten drängt sich in den Britenconcern. Spanien und Portugal sind lange schon subventionirte Vasallen. Auch Griechenland bekommt nun einen saftigen Zehnen. Wird der Sultan des Ostens, da er eben gesehen hat, wie es dem Scherifengroßherrscher mit deutschem Versprechen ergangen ist, nicht schnell retten, was noch zu retten scheint? (Zaudert er, so ersucht man den Perser höflich, ihm die Faust zu zeigen.) Werden die Vereinigten Staaten von Amerika wagen, gegen den Schirmherrn der Gelben Partei zu ergreifen, selbst nach der Eröffnung des Panamakanals auf zwei Meeren einer von vier Großmächten wohlwollend be-

trachteten anglo-japanischen Kooperation zu trohen? Britannien hat Ruhe. Indien, dem Centrum und Pivot allen britischen Sinns und Trachtens, droht von außen keine Lebensgefahr; und drinnen herrscht der eiserne Rittener. Eduard ist in Paris und Rom, an der Donau und in Skandinavien der populärste Mann. Darf den Deutschen bieten, was ihm beliebt. Sie nehmen hin. Und jauchzen ihm, wenn er sich gnädig sehen läßt, zu: denn er will ja den Frieden.

Er will den Frieden. Will ihn freilich so, wie er ihm paßt. Nicht einen Frieden, der dem Deutschen Reich Ruhe und Kraft zu beschleunigter Seerüstung läßt. Darüber denkt der Mann auf der Citystraße genau wie der zum Glaubenshüter gekrönte Sohn des Koburgers und der Welfen. Die Kindermär, die greint, zum Schiffbau treibe die Deutschen nicht der Wunsch, sich einst mit England zu messen, wird jenseits vom Kanal verlacht. Zu viel ist, nicht immer vor Zuverlässigen, über Zukunftspläne und Arbitratorhoffnung ausgeplaudert worden; je lauter wir unsere Arglosigkeit betheuern, um so schriller zieht das Echo den Better schmählicher Heuchelei. („Ich glaube schon lange kein Wort mehr von ihren Versicherungen.“) Die *entente cordiale*, meinte man, würde den Wettlaufenden. Da Deutschland gegen die vereinte franko-britische Flottenmacht doch niemals aufkommen kann, wird es neuen Kraftverlust meiden und dem Start fern bleiben. Rein. Das Marinebudget heißt noch größere Opfer. Was will dieses Imperium, das seine Beamten, bürgerliche und militärische, doch darben läßt, für produktive Arbeit nicht genug Kapital hat und seinen Reichsbedarf, mühsam leuckend, aus engen Röhren einsaugt? Warum, da es mit aller Anstrengung höchstens die absolute Ziffer, niemals die Relation der Seestreitkräfte ändern kann, setzt es so tollkühn Kopf und Kragen dran, Kreuzer und Linienfahrer zu bauen? Weil es unser Kolonialreich zerstückeln will, spricht der Tor; oder weil sein Kaiser um jeden Preis auch Etwas schaffen, organisiren, einen Wasser-Moon, wie der Großvater einen zu Land hatte, haben will. Der Liberale giebt's billiger; traut Einem, der gute Geschäfte macht, nicht kriegerische Absicht zu. Beide aber verbündet die Ueberzeugung, daß es so nicht weiter gehe; daß England nicht ohne Noth, nur um fremder Wünsche, fremder Laune willen, seinen Wohlstand schmälern dürfe. Im Frieden verarmen? Die Pfundnoten nutzlos ins Wasser werfen? Solchen Frieden will das Inselvolk nicht. Solchen Friedens Ende hofft es von der Weisheit seines Königs.

Der schwankt zwischen zwei Mitteln. Die Verträge über die Nordsee und das Baltikum waren nur Pflaster; sie hemmen den expansiven Drang und erschweren für kritische Stunden der deutschen Flotte die Machtentfaltung, können aber den Zuwachs nicht hindern. Ein neuer Kongreß? Eine Mehrheit, deren

Beschluß die Rüstung zu Land und zu Wasser begrenzte, wäre zu finden. Und eine Demüthigung des Neffen dem Onkel nicht unerwünscht. Wenn, wider Erwarten, wider die Erfahrung der letzten Jahre, die sechzig Millionen deutscher Menschen aber nach dem Schwert griffen und das papierne Joch, das ihnen aufgezwungen werden soll, mit scharfer Spitze zersehten? Ihre Schiffe könnte man, nicht ihre Volkskraft zerstören; und hätte für ein Jahrhundert den gefährlichsten Feind dicht vorm Inselhaue. Einen Feind von fruchtbarem Samen und technischem Genie, der auf dem Luftweg übermorgen zurückholen kann, was ihm gestern auf dem Wasser geraubt ward. Und gerade für dieses Säculum, das der Auseinandersehung mit den Gelben, Braunen, Schwarzen gehören wird, braucht Great er Britain Waffenstillstand im Bereich der weißen Menschheit. Das andere Mittel wirkt langsamer, ist aber auch mit geringerem Risiko und Geräusch anzuwenden. Ruß England weiterrüsten, dann darf es sich den Luxus des Freihandels nicht länger erlauben. Hilf zu, Samiel Chamberlain! Ein Weltreich mit Prohibitionszöllen gegen deutsche Waaren: auch da ist ein Weg. Den man vielleicht noch um ein gutes Stück abkürzen kann. Hörtet Ihr in diesen schwülen Wochen nicht oft von einem franko-britischen Handelsvertrag? Der wäre so eifernden Strebens nicht werth, wenn er den Kontrahenten nicht die Möglichkeit böte, einander Vorzugstarife zu sichern. Und solche Präferenz wäre wiederum nur zu erreichen, wenn aus dem frankfurter Friedensvertrag die Klausel verschwände, die dem Deutschen Reich das Tarifrecht der meistbegünstigten Nation verbürgt. Bequem ist auch dieses Mittels Anwendung also nicht und ohne neue Demüthigung wäre die Applikation nicht zu erlangen. Doch die Aussicht, Deutschland vom anglo-französischen Markt und vom Export in alle Gebiete der pan-britischen Zollunion auszuschließen, ist des Schweiges der Edlen wohl werth. Und in Deutschland leben ja gute Menschen, die noch immer von „Annäherung“ schwärmen, vor jedem französischen Hochschüler gern ihren Buckel und Krapfuh machen und über jede Ohrfeige mit grinsender Einladung zu Tisch und Herberge quittiren. Die sind am Ende bald auch bereit, von dem frankfurter Pergament ein Eckchen abzureißen. Zunächst nur ein winziges; gar nicht der Rede werth. Damit der immer noch Grollende sich endlich wieder schwichtigt. Dann wird sicher ja, bei der Lisane, die sehnlich ersehlte Freundschaft besiegelt.

Den Versuch, eins der beiden Mittel anzuwenden, werden wir (so muß ich fürchten) über ein Kleines erleben. Des weniger stillen? Fast möchte man glauben. An Europas Himmel ist geschäftige Bewegung. Gallières in London. Echter Jubel. (Clemenceau, der die pariser Stimmung in emsigem Mühen vorbereitet hat, ist, als Weiser, zu Haus geblieben und läßt Pichon, den Ge-

jellen, nach der Pfeife Pauls Gambon vor dem Ring tanzen.) Entente permanente; relations resserrées. Eduard in Neval. (Die skandinavischen Höfe hat er vorher bereist.) In Marienbad und Ischl; vielleicht auch in Wien, Bukarest, Konstantinopel. Gallières in Petersburg. Afficirung des neuen Dreibundvertrages. Inzwischen kommt, aus soviel Glanz und Banne, der andere Bruder Gambon, Frankreichs Botschafter am berliner Hof (auch am bayerischen, sächsischen, reußischen, wie man seit Tschirschkys rühmlichem Drang nach Dresden nicht vergessen darf), in die Wilhelmstraße und raunt in Schoens Hofmarschallsseele die frohe Kunde, die Republik wolle ihre Truppen aus Marokko zurückziehen; just jezt, wo ihr ringsum nur Freunde wohnen und sie auf jeder Konferenz eine Siebenachtelmehrheit fände. In dieser Zeit höchster Gloria das Scherfenreich aufgeben, das so viel Blut und Geld getrunken hat und ohne dessen Besitz Algerien stets ein ungeschütztes, unverschießbares Haus bliebe? Das offiziöse Orchester spielt geschwind einen Triumphmarsch; für die Rörgler die *marcia funebre*. Gläubige Herzen frohlocken und künden, wieder einmal, den Sieg deutscher, geduldiger Staatskunst. Minder gläubige denken an den Kardinal Fleury, der im April 1738 die erregten Nerven des Preußenstaates zur Ruhe streichelte, weil er auf weiterer Ballstatt um höheren Preis fechten wollte.

Denken auch an Fritzens Denkschrift, die allzu spät erst ans Licht kam; zu spät sogar, um vor Jena wirksam warnen zu können. Quousque tandem? Wie lange noch wollen wir warten? An Tand und buntes Truggebild unwiederbringliche Zeit vertrödeln? Fremden nachlaufen, deren Trachten nur darauf gerichtet ist, uns die Wege zu den Lebensquellen abzuipern? Feste feiern, die längst jedem Erwachsenen, nicht durch Hoffron oder Profitgier ins Spel-takel Genöthigten zum Elend geworden sind, und jedes Ereigniß umlügen, bis es frommen Kinderglauben erfreut? Wie lange? Wir schreien unsere Friedfertigkeit, an der leider Niemand mehr zweifelt, aus geblähten Backen in die Welt: und beschwören so erst recht den Krieg herauf, den führen zu wollen heute uns Keiner noch zutraut. Muß wirklich ein neuer Treubund gestiftet, ein Fähnlein Aufrechter geschaart werden, das entschlossen ist, neue Franzendienerei, neue Erniedrigung nicht zu dulden und Jeden zu ächten, der den täglich rauh Weggestoßenen noch ferner von „Annäherung“ zu reden wagt? Das Neueste muß versucht werden. Auf jede Gefahr. Wir haben die Nebelbilder des Magierlaternenspiels satt. Zu lange wurden wir von piffigen Mäxlern genarrt. Die Schicksalsstunde naht. Deutschland bangt nicht vor der bittersten Wahrheit.

Mein Vater.

In Bonn am Rhein kam mein Vater zur Welt als der Sohn eines braven Deutschen, der aber als Douanier in französischen Diensten stand. Da ich keine Daten behalten kann, wohl aber wußte, daß sein Geburtstag ganz im Anfang des Februar lag, fragte ich ihn bei Gelegenheit eines Glückwunschbriefes einmal, wann er denn eigentlich geboren worden sei. Darauf erwiderte er mir: „Worden? Passioum? Nein, mein Lieber, ich bin überhaupt nicht worden, also auch nicht geboren worden, sondern am dritten Februar 1809 bin ich ganz selbständig in diese Welt hineingetreten; denn als die Hebamme kam, war ich schon da.“ Vom ersten Athemzug an also gleichsam selbständig und aktiv. Sein Leben entsprach diesem Anfang.

Bonn: Daß war eine kleine Fürstentessidenz bis zur französischen Zeit. Die Leute lebten da glücklich und zufrieden in echt Kleinbürgerlicher Gemeinschaft. Die kurfürstliche Akademie, das Leben am Hofe sah man sich so mit an; aber selten war, daß daher der Funke in eins dieser braven Gemüther fiel, um den Willen zu einer „höheren“ Laufbahn zu entfachen. Wenn der Tag herum war und die Sonne zum Untergang neigte, versammelten sich die Bonner auf ihrem Marktplatz. Vor jedem Hause stand noch die Bank; die Alten saßen darauf und rauchten ihre langen Pfeifen. Man machte einander Besuche, klatschte hier ein Wenig und spaßte dort ein Wenig. Alles in Ehren natürlich und harmlos; man sah den Jungen zu, die sich auf dem großen Platz tummeln und spielen, lachte und freute sich an ihren Einfällen und Dummheiten; der Herr Gevatter kannte den Herrn Gevatter noch durch und durch; man wußte von Jedem, wie viele Kinder er hatte, wie alt sie waren, was sie werden wollten oder sollten und wie es in den Kassen, Kasten, Kisten, Kellern ausah. Man wußte auch, wo Hilfe noththat, und man leistete sie gern und freundlich, so gut oder schlecht man eben konnte.

Als aber dann der Kurfürst sich vor den anrückenden Franzosen zurückzog und nicht wiederkam, da war das kleine Bonn auf einmal ein armes Nest. Die Hofhaltung hatte Verdienst gebracht. Als sie aufgelöst wurde und die weiten Räume in den Schlössern und Privathäusern zugesperret wurden, hörte das Verdienen auf und die Sorge rückte heran. Mein Großvater litt darunter nicht so sehr, da er, wenn auch in ganz bescheidenem, so doch in sicherem Gehalt stand; als die preussische Zeit kam, trat er in städtischen Dienst über und wurde so eine Art Polizeikommissar.

Aber in der preussischen Zeit waren schwere Tage gekommen. Noch liegt vor mir auf dem Tisch ein eiserner Siegelring, den mir mein Vater einmal schenkte. Er sagte mir, Daß sei eine Gegengabe für die wenigen Schmuckstücke, die seine Mutter bei der Mobilmachung der Deutschen hingegeben habe.

Eiserne Schmuckfächer: auch ein Zeichen der dringvoll ernsten Zeit. Und dann kamen die Hungerjahre nach den schweren Kriegsjahren. „Ich sehe die Mutter noch, wie sie von den wenigen Sparthälern einen nach dem anderen aus der obersten Schublade ihrer Kommode nahm, um nur das Brot zu bezahlen; denn nun mußte sie helfen, da das geringe Einkommen des Großvaters in dieser schweren Zeit nicht ausreichte, um die nothwendigsten Bedürfnisse zu bestreiten. Und dazu: Andere haben noch weniger; Die konnte man doch auch nicht verhungern lassen.“

Es kam auch wieder besser, gerade in der Zeit, da es sich entscheiden sollte, ob mein Vater zu irgendeinem Meister in die Lehre sollte oder ob er studiren dürfe. Er besuchte das Gymnasium. Doch wie es da immer noch aussah, erkennt man aus folgender kleinen Episode. Am Rhein war und ist Gebrauch, daß die Mädchen und Burschen, die zur Kommunion gingen, im nächsten Jahr noch einmal mit den neuen Erstkommunikanten das Fest feiern. Mein Vater aber war in dem Jahr gerade lächtig gewachsen und sein Einsegnungsanzug paßte ihm nirgendwo mehr. Die Hosen zu kurz, die Ärmel des Rockes bis an die Ellenbogen beinahe. Er wußte es; aber er wußte auch, wie es im Hause aussah und daß zu einem neuen schwarzen Anzug kein Groschen vorhanden war. So biß er sich auf die Zähne und schwieg. Die Mutter auch. Sie hatte recht wohl gesehen, was ihn drückte, aber sie sagte nichts. Nur heimlich sah sie ihn hier und da von der Seite an; und dann runzelte sich ihre Stirn oder sie fuhr sich schnell einmal mit der Hand über das Gesicht. So kam der Tag immer näher; die Zwei sprachen fast kein Wort mit einander; sie gingen an einander vorbei ihrer Arbeit nach, stumm, nur noch mit scheuem Blick einander grüßend. „Daß meine gute Mutter sich Das so zu Herzen nahm, daß die starke Frau so ganz und gar ihre sonstige Freudigkeit und Entschlossenheit verloren zu haben schien, that mir ja viel weher als die eigene Sache. Und so entschloß ich mich denn, dem Ding ein Ende zu machen. Am Freitag morgen ging ich zum Pastor. Wie ich es herausgebracht habe, weiß ich nicht mehr. Aber er wußte Bescheid und sein erstes Wort war: Aber, Joseph, warum hast Du denn Das nicht eher gesagt? Ja, warum? Warum sagt Einer so Etwas nicht eher? Einer, der bisher nie zu bitten brauchte, dessen Vater so stolz darauf war, daß er immer gerade so durchgekommen war? Na, kurz und gut, der Pastor hatte noch Stoff für einen neuen Rock. Und er meinte, vielleicht bekäme ich ihn doch noch gemacht. Ich nahm den Packen und lief damit heim. „Mutter, ich hab' den Stoff zu einem Rock! Aber die Hose? Was machen wir da?“

Die arme Frau mußte sich die Sache erst überlegen. Aber sie wußte Rath. Eine leinene Hose vom vorigen Herbst hatte ich noch. Die paßte auch noch. Und wenn es auch gerade noch nicht Sommerzeit war, wenn es auch

nicht sehr gebräuchlich war, in einer leinenen Hose zum zweiten Mal zur Kommunion zu gehen: was lag daran? Die Mutter steckte sie ins Wasser und wusch sie, dann wurde sie gestärkt und gebügelt und für den Theil war gesorgt. Der Rock aber! Der Rock! Nähmaschinen gab es damals noch nicht. Und so ein bonner Schneider von 1825 hatte auch gerade keine zwanzig Gesellen, so daß der Eine diesen, der Zweite den, der Dritte den Theil hätte nähen können, sondern da mußte Stich vor Stich mit allerhöchsteigener Hand gestichelt werden; und dann hatte er auch gerade nicht darauf gewartet, daß mein Vater ihm die langersehnte Arbeit brachte, sondern vor der Abendmahlzeit hieß es Tage und halbe Nächte wacker schaffen, um nur fertig zu werden. So kann man sich denken, wie der Ritter von der Nadel den daherstürmenden Jungen empfing. „Nä, Jong, dat geht mi'm beste Wille net mie! Hättst De ihr komme müsse.“

Aber nachdem mein Vater den ersten Berg genommen hatte, hielt er vor dem zweiten nicht mehr an. Das Schneiderlein wurde weich: und so planten die Zwei ein echt rheinisches Stückchen. Nähen konnte der gute Mann den Rock wirklich nicht mehr. Aber zuschneiden konnte er ihn noch, auch noch reihen mit langen Stichen. Dazu aber nahm er schwarzen Faden und keinen weißen, wie gewöhnlich. Damit aber zwischen den weiten Stichen die Rähse nicht klappten, leimte er den Rock, statt ihn zu nähen. Dem Jungen aber band er es auf die Seele, als das Meisterwerk fertig war, sich „jo net ze ärg zo bewäge, sonst springe de Röhl.“ Steif, als wären ihm selbst alle Glieder angeleimt, ging so mein Vater in straff gestärkter weißer Hose und im geleimten schwarzen Rock zur zweiten Kommunion. Natürlich fiel er auf in seiner sommerlichen Tracht und der Spott und die Hänseleien blieben nicht aus. Aber sie bezogen sich alle nur auf die weiße Hose, so daß mein Vater den Spöttern weit über war. „Der Spott war leicht zu ertrogen“, sagte er „denn erstens sah ich meine Mutter wieder zufrieden und zweitens wußten die Aße ja von meinem Rock nichts. Hätten sie Das erst gewußt, — o Je! Aber Das wußte ich nur allein; und so lachte ich sie heimlich aus. Denn der gute Schneidermeister hat seinen Mund gehalten.“

Das war ein Bildchen aus der Knabenzeit meines Vaters. Früh lernte er den Ernst, früh die Noth des Lebens kennen, aber der Humor ging seiner starken Seele nicht aus. Von Tertia ab gab er Privatstunden, und erhielt er auch nur wenige Groschen, sie kamen seiner sorgenden Mutter zu Gute, so daß sie bald an direkte Gelddausgaben für ihn nicht mehr zu denken brauchte. Ja, sogar schon einen Luxus wollte sich der kleine Mann einmal leisten. Er brauchte ein Exemplar des Caesar. Da that's auch eine alte Ausgabe, wenn sie nur schön war. Aber in Bonn war keine zu haben. So packte er sich eines frühen Morgens auf, steckte sich ein paar tüchtige Butterbrote in die Tasche und

lief nach Köln. Zwanzig Groschen eigenen Geldes hatte er in der Tasche. Er kam sich wie ein König vor. Als er aber in Köln zum alten Vemperg kam, stand Der hoch oben auf der Leiter in seinem Antiquariat, sah über die Brille nach ihm hinunter und fragte: „Wat willst, Männche?“

„Einen schönen Caesar“, sagte mein Vater. „Haben Sie einen?“

„O ja, haben thue ich schon einen, einen sehr schönen sogar. Aber der kostet einen Thaler.“ Damit reichte der Antiquar das Buch herunter.

„Es war mir, als hätte mich der Schlag getroffen“, sagte mein Vater. „Ich nehme das Buch, seh einmal hinein (ach, wie schön war Der!), aber dann schob ich es dem Mann wieder hastig zu. Haben Sie keinen anderen?“

„Na, was ist denn? Ist der denn vielleicht nicht schön?“

„Doch, schön ist er, aber . . .“. Mein Vater zog das Buch wieder zurück, blickte hinein, blätterte drin herum; den Schluß des Satzes brachte er nicht heraus. Nur still, mit einem Seufzer, schob er das Buch zum zweiten Mal dem Antiquar wieder zu. Dann sagte er ruhig: „Es ist mir zu theuer; so viel Geld habe ich nicht.“

„Om“, machte der Alte und putzte sich die Brille. „Wo bist Du denn her?“

„Aus Bonn.“

„Wie bist Du denn hergekommen?“

„Zu Fuß!“

„Wie willst Du denn wieder heim?“

„Wieder zu Fuß!“

„Hast Du denn auch schon was gegessen?“

„O ja, ein Butterbrot. Das hab' ich mir mitgenommen.“

„Und auf dem Heimweg?“

„Ich hab' doch noch eins. Hier!“ Und dabei klopfte der Weltreisende auf seine Tasche.

„Na, Du sollst nicht umsonst von Bonn nach Köln gelaufen sein, um einen schönen Caesar zu kaufen. Da: das Buch ist Dein.“

Der Junge legte die zwanzig Groschen auf den Tisch, sagte vielmals Dank und stürmte hinaus mit seinem Schatz. Hinter ihm her aber tönte ein fröhliches, treues Lachen.

„Ich habe den Caesar noch. Er steht ganz oben auf meinem Bücherregal“, sagte mir mein Vater, als er schon über achtzig Jahre alt war.

Ueber achtzig Jahre! Aber damals übte mein Vater seine ärztliche Praxis fast noch ganz aus. Nur Nachkessuche machte er nicht mehr. Geburtshilfe und Operationen überließ er jüngeren Kräften. Bis fast zu seinem neunzigsten Jahr aber sorgte er für die armen Kranken seines Bezirkes und in all der langen Zeit (fünfundsechzig Jahr lang in einem Ort) hat er sich sicher keine

sechs Wochen Ferien erlaubt. Der Mann hatte in seiner Jugend die Zeit erlebt, als man eiserne Schmuckfächer trug. Den ganzen wirthschaftlichen Aufschwung des neunzehnten Jahrhunderts erlebte er dann mit. Aber in ihn hinein kam kein Zug des spekulativen wirthschaftlichen Geistes seiner Zeit. Er kaufte Grundstücke, wenn er eine kleine Summe anlegen wollte. Aber seinen Freunden und Bekannten, ja, selbst ganz fremden Menschen trat er diese Stücke nach Jahren alle zu dem Preis ab, für den er sie einst gekauft hatte. Manchmal vergaß er selbst, die Zinsen zu rechnen, die ihm aus dem Leerstehen seiner Häuser erwachsen waren. Von einem Werthzuwachs, der aus bloßem Besitz entstand, wußte er lange, lange nichts, wollte nichts davon wissen. „Ich bin doch kein Güterspekulant.“ Das war ein harter Stolz, aber es war einer und ich begreife und achte ihn trotz all der Klugheit der Ueberklugen, die ihm so manchmal aus dieser Thorheit einen bitteren Vorwurf machen wollten. In dem Punkt, wie in manchem anderen, ist er nie „modern“ geworden; nur in einem war er es fast zu sehr: er entlastete unsere Jugend so liebevoll, daß unsere Schultern fast zusammenbrachen, als später die Last des Lebens auf sie niederfiel. Das mögen Andere ihm verdenken; wir selbst danken seiner Güte ein Stück Leben, das in der Erinnerung vielleicht noch zehnmal schöner ist, als wir es in der Wirklichkeit empfanden.

Wie er war: an den Fingern einer Hand kann ich es zählen, daß er kein Wirthshaus besuchte, nur um so da zu sitzen, eine Flasche zu trinken und zu schwärmen oder in die Welt hinauszugucken. Einmal aber that er es mir zu Liebe, als ich zu Besuch im Elternhaus weilte. Er, meine jüngste Schwester und ich spazirten hinunter an den Rhein. Im Godesberger Hofkehrten wir ein und er bestellte eine Flasche. Der Wirth schaute hoch auf. „So ein seltener Gast!“ Der Mann hatte seine Freude an diesem Gast. Und so kam er denn auch öfters an unseren Tisch, um ein paar freundliche Worte zu reden. Dabei fragte er einmal so recht witzig: „Sagen Sie mir nur, Herr Sanitätsrath, möchten Sie mir nicht auch das Mittelschen verrathen, das Einen so frisch und gesund erhält?“ „Warum denn nicht?“ erwiderte mein Vater. „Das ist sehr einfach. Aber dazu muß ich erst erzählen, wie ich es selbst gefunden habe. Als ich noch ein junger Mann war, etwa erst siebenzig, da starb mir mein Herrmann, mein Jüngster. Na, dachte ich mir, jetzt ist es aus mit Dir. Es ging nicht mehr. Ich schleppte mich herum, war müde, totmüde all die Zeit, müde schon, wenn ich am Morgen aufwachte, und so gestimmt, daß ich mir wünschte, ich brauchte die Augen nicht mehr aufzumachen. Aber ich mußte. Und wenn ich sie dann aufmachte, so sah ich lauter Glend. Meine arme kranke Frau, Den da (er zeigte auf mich) noch unverorgt, erst am Anfang, Etwas zu werden; noch ihm den Zweiten, den August, noch lange nicht fertig, und Die da (meine jüngste Schwester) fast noch ein Kind. Was soll Das geben, wenn ich nun

fortmuß, dachte ich mir. Lauter Elend und Jammer; und Das kann unser Herrgott doch nicht wollen. Das wäre ja einfach grausam. Also packe ich mich eines Morgens auf und gehe zu ihm. Ich muß einmal recht gründlich mit ihm reden, habe ich mir gedacht. Und Das habe ich denn auch besorgt. Na, er hörte mich eine Weile ganz geduldig an, und als ich endlich fertig war, fragte er mich: Wat willst du denn eigentlich noch? Du bist doch schon über siebzig! Ist Das denn nit genug? Rein, sage ich. Für mich allein wär' es lang genug, aber für die Anderen da, die Du mir nun doch einmal geschenkt hast, ist es noch nicht genug. Na, sagt er, wie viel Zeit brauchst Du denn noch? Nur noch so an die zehn Jahr', hab' ich ihm gesagt. Zehn Jahr', zehn Jahr', brummte er und dabei kraute er sich hinter den Ohren. Ganz recht war es ihm ja nicht, Das sah ich ihm schon an. Aber schließlich konnte er doch nicht gut anders und so fuhr er denn auf einmal heraus: „Na, dann sieh, daß Du je dar kriegst!“ Seit der Zeit hat er mich in Ruhe gelassen; und jetzt habe ich die zehn Jahre hinter mir! . . . Das ist mein Mittel.“

„Ja“, lachte der Wirth heraus, „wenn man so auf Du und Du mit seinem Herrgott steht, dann mag Das gehen; aber dazu bringt es nicht Jeder.“

„O, Das ist nicht so schlimm. Man muß sich nur nicht scheuen, so einem großen Herrn gelegentlich einmal gründlich seine Meinung zu sagen. Höflich, wie es sich gebührt, aber doch dabei gründlich!“

In Italien prügelt das Volk seine Heiligen, wenn sie ihm nicht zu Willen sind. Das ist nicht sehr höflich. Hier war Einer, der mit seiner Energie selbst das Leben zwang, ihm treu zu bleiben, so lange er seiner bedurfte.

Aber so höflich und voll heiterer Freundlichkeit er sein konnte, so grob konnte er auch sein. Das erfuhr zu seinem Schrecken einmal ein sehr feiner Mann, der ihm eine Schmeichelei zu sagen glaubte, als er fragte: „Herr Sanitätsrath, Sie sind doch auch noch als Franzose geboren?“ „Was bin ich? Als Franzose geboren? Da schlag' doch gleich ein Himmeldonnerwetter drein! Ich? Ich?“ Ich denke mir, der Herr hat sofort begriffen, daß an dem bald neunzigjährigen blauäugigen Greis kein Ueberchen französisch war. Daß seine Geburt in die Zeit der französischen Herrschaft fiel, daß er also eigentlich formaliter doch ein geborener Franzose war, hat mein Vater sicher nie bedacht. Nur so erklärte ich mir seine Erregung, als es ihm da so plötzlich am Ende seines langen Lebens Einer einmal sagte. Das einzige Französische, das ich an meinem Vater merkte, war, daß er mich Mathieu nannte; aber der Name kam von meinem Großvater mütterlicher Seite, der innerlich zu den Franzosen allerdings anders stand als mein Vater.

Im Jahr 1900 ist mein Vater gestorben. Es war durchaus kein außerordentliches, wohl aber war es ein reiches und starkes Leben, das da seinen Abschluß fand. Und ich möchte, daß in Deutschland niemals eine Zeit komme,

in der man ein solches Leben mit all seiner Kraft, Geradheit und Tüchtigkeit als ein außerordentliches betrachten müßte. Diese Zeilen der Erinnerung schrieb ich vor Allem mir zur Freude, dann aber auch für die Vielen, die meinen Vater noch gekannt haben und ihm freundlich gesinnt waren. Denen aber, die ihn nicht kannten, gab ich ein paar Bildchen aus einer Zeit, die innerlich doch schon recht weit hinter uns liegt, einer Zeit, in der so Vieles ganz anders war, als es heute um uns her und in uns geworden ist. Anders! Auch besser? Darauf sage ich freudig: Ja, wenn im Bewußtsein des Lesers die sichere Gewißheit aufblüht, daß wir, trotz allen äußeren Errungenschaften, an Kraft, Tüchtigkeit, Geradheit und Selbständigkeit uns mit jenen Alten messen können, die vor hundert Jahren in die Welt kamen und daran gingen, die Aufgaben zu lösen, die eine neue Weltentwicklung ihnen stellte.

Köln.

Dr. Mathieu Schwinn.



Bließkapitel.

Philipp der Gütige von Burgund (er ist in Brügge am fünfzehnten Juni 1467 gestorben) war unzweifelhaft ein Fürst von seltenen Gaben und Fähigkeiten. Eine seiner eigenartigsten Schöpfungen sind die Satzungen, die er in Lille am siebenundzwanzigsten November 1431 dem von ihm am zehnten Januar 1430 zu Brügge gestifteten Orden vom Goldenen Bließ gegeben hat. Indem er sich darin selbst zum Ordensoberherrn erklärte, setzte er die Zahl der Mitglieder des Ordens, die nach seiner ersten Absicht höchstens vierundzwanzig betragen sollte, auf höchstens dreißig (außer dem Oberherrn) fest. Die ersten vierundzwanzig Ritter hatte er nach eigener Wahl ernannt. Die Ernennung der anderen und die Besetzung der frei werdenden Stellen sollte durch Wahl aus der Ordensversammlung erfolgen. Durch Stimmenmehrheit. Die Wählenden „sollen dabei von frommer und gerechter Gesinnung erfüllt sein. Sie müssen schwören, sich nur von Billigkeit, Geradheit und Gerechtigkeit, nicht durch persönliche Zuneigung, Gunst, Haß, Rücksicht auf eigenen Rußen oder verwandtschaftliche Rücksichten bei der Abstimmung leiten zu lassen, damit der Ausfall der Wahlen dem Oberherrn, dem Lande und der Ehre des Ordens von Nutzen sei“. Aufnahmefähig waren nur Edelleute, die im Besitze der Ritterwürde waren und sich eines guten Leumundes erfreuten. Treue gegen das Ordensoberhaupt, Hilfsbereitschaft gegen jeden Ordensgenossen, auch mit eigener

Lebensgefahr, kriegerische Tüchtigkeit und Tapferkeit waren oberste Pflicht jedes Ordensritters. Flucht auf dem Schlachtfelde wurde unnachlässiglich mit der Ausstoßung gesühnt. Strengste Erfüllung aller Ritterpflichten und der Gebote der Ehre war für den Bliesritter unbedingtes Erforderniß. Gute Führung im Orden, seine Lebensart und guter Ton wurden verlangt. Aber auch Sittenreinheit und einwandfreien Lebenswandel heischten die Satzungen. Ob sich die Ordensritter in allen diesen Beziehungen tadellos halten, soll in jeder feierlichen Ordensversammlung, dem Ordenskapitel, geprüft werden.

Für diese Untersuchung war ein besonderes Verfahren vorgeschrieben. Einzelne haben sich die Ordensritter, der jüngste zuerst, aus dem Raum, in welchem das Kapitel hält, zu entfernen. Darauf besteht der Ordenskanzler, stets ein hoher Geistlicher, jeden der im Kapitel verbliebenen Ritter einzeln nach Dem, was er an Gutem oder an Schlimmem über den Abwesenden wisse. Die Antwort erfolgt auf Ehre und Gewissen und unter Eid. Nicht nur die Wahrheit und Richtigkeit seiner Aussage muß der Befragte beschwören und versichern, sondern auch, daß er nichts von seinem Wissen verschweige. Stellt sich heraus, daß der Ordensritter, der das Kapitel verlassen hat, einen guten Ruf genießt und daß sein Lebenswandel tugendhaft ist, daß er sich durch rühmliche ritterliche und adelige Thaten ausgezeichnet hat, so werden ihm „die Glückwünsche des Kapitels ausgesprochen, damit er ermuntert werde, sich stets also und noch besser zu verhalten“. Oberherr und Ordensritter werden ihm „ihre Genußthuung und Freude bezeigen“. Stellen sich dagegen Verschulden heraus, so erfolgt Ermahnung, Tadel oder Strafe. Ueber die Strafart enthalten die Satzungen nichts. In den thatächlichen Ausübungen haben sie sich durch alle Abstufungen hindurch bewegt. Von der harmlosen, täglich ein bestimmtes Gebet zu verrichten, und der freundlichen, den Oberherrn und die Ritter mit einem leckeren Mahl zu bewirthen, durch drückende, wie die Auflegung einer beschwerlichen Pilgerreise, und Ehrenstrafen, wie die Entziehung des Rechtes auf ein Jahr, das Ordenszeichen zu tragen, bis zu den schimpflichsten Ehrenstrafen, Ausstoßung aus dem Orden, öffentlicher Verflüchtigung dieser Ausstoßung und Ähnlichem. Diese ehrengerichtlichen Entscheidungen fällt der Oberherr in Gemeinschaft mit dem Kapitel. Der Schriftführer hat sowohl die festgestellten lobenswerthen Thaten und die ertheilten Lobsprüche wie die festgestellten Vergehungen und die verhängten Strafen jedesmal in die Nieder-
'sajstir' 'loer' die 'Wetgahningen' des 'kapitels' auzunehmen.

III Das schreiben die Satzungen vom Jahr 1431 vor. Nun aber kommt die merkwürdige Bestimmung in deren Artikel 34: „Damit Liebe und Brüderlichkeit unter allen Ordensmitgliedern herrsche und die brüderliche Gleichheit unter ihnen eine vollkommene sei, auch deshalb, weil der Oberherr vor Allen das beste Beispiel geben muß, bestimmen wir, daß die Untersuchung der

Führung und des Lebenswandels sich auch auf ihn, wie auf jeden anderen Ordensritter, erstrecke und daß auch ihm Ermahnung, Tadel und Strafe in gleicher Weise zu Theil werden“. Dreiundzwanzig Generalkapitel des Ordens haben in der Zeit von 1429 bis zum letzten vom Jahr 1559 stattgefunden.

Es fragt sich nun, ob und wie diese Bestimmungen geübt worden sind. Die Niederschriften über die Verhandlungen sind ziemlich vollständig erhalten. Prüft man sie, zunächst die Fragen nach der Führung und dem Lebenswandel der Ordensritter, so ergibt sich, daß stets mit großer Gewissenhaftigkeit, Sorgfalt, Umsicht und Strenge verfahren worden ist. Ich hebe nur Einzelnes heraus.

Im ersten Kapitel wurden der Herzog Johann von Alençon, Johann von Luxemburg und Adolf von Cleve wegen einiger Unregelmäßigkeiten in sittlicher Beziehung ernsthaft getadelt. Im dreizehnten und fünfzehnten Kapitel muß sich Graf Engelbert von Nassau gefallen lassen, daß man ihm lockere Sitten und übertriebene Neigung zum weiblichen Geschlecht vorwirft. Das vierzehnte Kapitel verhängt die schimpflichste Ehrenstrafe, die ich in den Niederschriften über die Verhandlungen der Kapitel überhaupt gefunden habe. Wegen Philipp von Crèvecoeur wurde dort, weil er sich ganz offen am Kriege gegen seinen Oberherrn betheiligt hatte, auf die harte und entehrende Strafe erkannt, daß er nicht nur aus dem Orden ausgestoßen sein, sondern auch sein Wappen aus dem Chor der Johanneskirche zu Bois-le-Duc entfernt und umgekehrt, also mit der Spitze nach oben, außen, am Portal der Kirche, aufgehängt werden und für alle Zeiten bleiben solle.

Im sechzehnten Kapitel wird dem selben Grafen Engelbert von Nassau vorgeworfen, daß er zu selten bei seiner Gemahlin, dagegen ein Schürzenjäger sei, und dem Johann von Crunninghem, daß er Kneipen und Lasterhöhlen besuche. Im achtzehnten Kapitel empfängt Graf Jakob von Hornes einen Tadel wegen Trunksucht, im zwanzigsten Kapitel Margilian von Hornes einen, weil er ein Ledermaul und ein Schürzenjäger sei. Das selbe Kapitel findet Franz von Melun, Grafen von Espinoy, dem Wein ergeben und tadelt an Don Fernando Romon, Herzog von Gordona, daß er in seine Gespräche niedrige und flache Witze einstreue, sich an fremdem Gut vergreife, seine Schulden nicht bezahle und sogar zweimal sein Ordenskleinod verpfändet oder verspielt habe. Auch sei er von schwierigem Charakter und habe oft sonderbare Launen. Im einundzwanzigsten Kapitel wird dem Grafen von Buten, Philipp von Egmont vorgehalten, er begehe Ausschweifungen im Essen und Trinken, fluche oft, spreche ohne Ehrfurcht von kirchlichen Dingen, versäume häufig die Messe, halte die Fasten nicht, breche die eheliche Treue und rühme sich Dessen sogar öffentlich. Das selbe Kapitel nimmt den Grafen von Espinoy wiederum vor und tadelt, daß er sich oft betrinke, Schulden habe, von Gläubigern verfolgt werde und sein Vermögen schlecht verwalte. Das selbe Kapitel wirft Ludwig

von Braet vor, daß er hochmüthig, ehrföchtig und gewaltthätig, unfremd und geizig sei, auch seiner Gemahlin die Treue breche; dem Grafen Karl von Valain, daß er sich unnützen Grübeleien hingebe, die ihn schwermüthig machten; dem Johann von Hennin, Herrn zu Vossu, daß er trunksüchtig und jähzornig sei; dem Reinhard von Brederode, daß er in Aergerniß erregender Weise mit Frauenzimmern verkehre und sogar eine Geliebte unterhalte, geizig, jähzornig sei und übler Nachrede huldige, auch mit wenig Ehrfurcht von kirchlichen Dingen spreche; dem Adrian von Cron, Grafen von Roeltz, daß er jähzornig, eigensinnig und ein Kleinigkeitkrämer sei. Im dreiundzwanzigsten Kapitel erhält Graf Peter Ernst von Mansfeld einen Tadel, weil er einem Beamten des obersten Gerichtshofes und einem brüsseler Bürger beleidigende Worte gesagt hat.

So ziehen sich diese in alle Einzelheiten gehenden Untersuchungen des Lebenswandels der Ordensritter durch ihre Ordensbrüder durch alle Kapitel; der schweren Fälle wirklicher Verbrechen, von denen vorher nur ein Beispiel angeführt wurde, gar nicht zu gedenken. Ungleich lehrreicher ist aber, zu sehen, wie sich die Kapitel bei der Untersuchung der Führung und der Sitten den Oberherren gegenüber verhalten haben.

Philipp der Gute von Burgund, der Stifter des Ordens und sein erster Oberherr, empfängt in den zehn Kapiteln, die in seine Regierungszeit fallen, keinerlei Tadel. In dem ersten Kapitel, das unter seinem Nachfolger Karl dem Kühnen stattfindet, dem elften der ganzen Reihe, finden die Ordensritter an ihrem Ordens-, Landes- und Lehnsherrn das Folgende auszusetzen: er spreche mit seinen Dienern und Beamten oft in verletzendem Ton; wenn er über Fürsten rede, entgleise er manchmal; er vergeube seine Kräfte so, daß er Das bis an das Ende seiner Tage nicht werde aushalten können; er bedrücke seine Unterthanen mit Kriegslasten, so daß sie ihren Geschäften und Gewerben nicht ruhig, wie früher, nachgehen könnten; es fehle ihm an Wohlwollen und Mäßigung; auch müsse er für gute Justiz in seinem Lande sorgen; er halte oft nicht, was er verspreche und zusage; auch fehle es ihm an Wahrheitsliebe. Endlich: er stütze sein Volk leichtsinnig in kriegerische Unternehmungen. Der Souverain nahm diese Vorstellungen wohlwollend auf und gab eine Antwort, die die Versammlung befriedigte. Im zwölften Kapitel werden diese Vorstellungen gegen Karl in größerer Ausdehnung wiederholt. „Der Herzog rechtfertigt sich sehr eingehend, geht die einzelnen Vorwürfe Punkt für Punkt durch und die Versammlung war sehr befriedigt.“ Was hier besonders auffällt, ist, wie zu treffend das Kapitel Karl den Kühnen beurtheilt. In der That läßt sich sagen, daß Grandson, wo er das Gut, Murten, wo er den Muth, Nancy, wo er das Blut verlor, wie der alte Spruch sagt, Karl dem Kühnen erspart geblieben wären, wenn er den Rathworten seiner Ritter Gehör geschenkt hätte.

Auf Karl den Kühnen folgte als Ordensherr Maximilian der Hab-

burger, zuerst als Gemahl von Karls Erbtöchter Maria, dann, nach deren Tode, als Vormund für ihren unmündigen Sohn Philipp den Schönen. Das erste Kapitel unter Maximilian, das dreizehnte der ganzen Reihe, fand an dem neuen Oberherrn keinen Tadel. Eben so wenig das vierzehnte. Das fünfzehnte Kapitel fand zunächst an dem inzwischen dreizehn Jahre alt gewordenen Philipp, dem Sohn Maximilians, Ordensritter seit dem vorigen Kapitel, zwar viele gute Eigenschaften, es lobte seine Sanftmuth und Bescheidenheit, seinen Gehorsam gegen den Vater, stellte aber fest, daß er dem Spiel fröne, und legte ihm deshalb eine leichte Strafe auf. König Max selbst endlich wurde zwar wegen vieler Herrschertugenden belobt, mußte sich aber auch ernstem Tadel gefallen lassen. Ihm wurde vorgeworfen, daß er gegen Vergehungen, die in seinen Diensten begangen würden, zu nachsichtig sei, daß er leichtsinnig Versprechungen mache, endlich, daß er Gnadenbeweise ohne Unterschied an Würdige und Unwürdige theile. Einzeln wurde ausgeführt, daß er „ungeheure und unverzeihliche Verbrechen unbestraft gelassen habe“, wie den Mord Lancelots von Berlaincourt durch Philipp von Cleve, Herrn zu Ravensstein.

Da Maximilian dem Kapitel nicht in Person vorsah, wurde bestimmt, daß der Ordenskanzler ihm diese Vorwürfe des Kapitels in Person vorhalten sollte, sobald er wieder nach den Niederlanden käme.

Das sechzehnte Kapitel lobte an dem nun großjährig und Ordensoberhaupt gewordenen Philipp (dem Schönen) seine vielen Tugenden und sein Geschick in den Staatsgeschäften, tadelte aber, daß er gegen seine Ordensbrüder nicht die schuldige Achtung habe, es versäume, in wichtigen Angelegenheiten ihren Rath einzuholen, obgleich Das eine Vorschrift der Satzungen sei, sie nicht genügend in ihren Privilegien schütze, endlich, daß er für die Rechtspflege in den Niederlanden schlecht sorge, indem er diese in die Hände von unfähigen und nachlässigen Leuten lege. Der Fürst antwortete in bescheidener Weise unter dem Ausdruck seines Dankes für die Ermahnungen des Kapitels. Er habe bereits Befehl gegeben, den Ordensrittern stets ungehinderten Zutritt zu allen Berathungen zu gewähren, die er mit seinen Räthen pflege; er habe auch niemals Befehl gegeben, ihnen den Zutritt zu verweigern, wisse auch nicht, daß eine solche Verweigerung jemals vorgekommen sei. Er müsse sich aber vorbehalten, in geeigneten Fällen den Rath einzelner Personen aus der Gesamtzahl der Ordensritter einzuholen. Im Uebrigen wolle er gern alle ihnen zustehenden Privilegien nochmals durch eine besondere Urkunde bestätigen. Was endlich den Tadel wegen der Rechtspflege betreffe, so seien etwa einmal vorgekommene Unregelmäßigkeiten ganz gewiß ohne sein Wissen geschehen; er könne sie nur lebhaft bedauern und wolle hierüber gern den Rath und die Ansicht der Ordensmitglieder anhören und befolgen; ihre Beihilfe bei den Regierungsgeschäften werde ihm stets willkommen sein. Auch versprach er, stets ein gutes

Ordensoberhaupt und ein guter Ordensbruder zu sein. „Diese Antworten befriedigten die Versammlung.“ Bei dem abwesenden König Maximilian wurden hervorragende Herrschergaben festgestellt, aber beschloffen, ihm Vorstellungen zu machen, weil er ein Urtheil des obersten Gerichtshofes von Mecheln nicht habe zur Vollstreckung bringen lassen, das einem gewissen Wilhelm von Bergyn befahl, dem Claude von Touloujon einige Güter herauszugeben.

Beim achtzehnten Kapitel, das unter der Ordensobrigkeit Karls des Fünften stattfand, wurde dessen Führung in jeder Beziehung als tadellos befunden. Dagegen mußte sich der allmächtige Kaiser vom zwanzigsten Kapitel trotz Anerkennung hoher Tugenden und ruhmwürdiger Erfolge sagen lassen, daß er lässig in der Erledigung der Staatsgeschäfte sei, sich zu sehr um Nichtigkeiten kümmern und dagegen das Wichtige oft vernachlässige, in seiner Umgebung nicht die nöthige Zahl einsichtiger Männer habe, überhaupt solche Männer zu wenig zu Rath ziehe. Auch Sorge er nicht genügend dafür, daß die Gerichtshöfe, die übrigens erschreckend langsam arbeiteten, aus tüchtigen Männern zusammengesetzt seien. Endlich bezahle er die Personen seines Hofes und seiner Leibwache höchst unregelmäßig.

Der Kaiser nahm diese Vorstellungen dankbar und wohlwollend auf. Die Mangelhaftigkeit der Rechtspflege legte er Denen zur Last, die er in seiner Abwesenheit mit deren Leitung beauftragt habe; die langsame Erledigung der Staatsgeschäfte liege an seiner häufigen Abwesenheit; auch sei er persönlich mit Geschäften überhäuft, da er Vieles selbst erledigen müsse, weil er keine geeigneten Rathgeber und Hilfskräfte habe finden können; er wolle sich aber die größte Mühe geben, alle die gerügten Mängel zu beseitigen.

Noch ernstern Tadel fand Karl der Fünfte im einundzwanzigsten Kapitel. Die Ritter fanden ihn zwar sehr tugendhaft, sehr gerecht und sehr eifrig im katholischen Glauben, bemängelten aber, daß er die Sagen des Ordens nicht befolge und namentlich die Privilegien der Ritter nicht beachte. Auch sei er zu kriegslustig. Den Eroberungszug nach Tunis habe er ohne Anhörung des Ordens nicht unternehmen dürfen. Er habe durch Vertrag Burgund an Frankreich abtreten wollen. Wäre dieser Vertrag zum Abschluß gelangt, so hätte Das die Mitglieder von der Treupflicht gegen ihn entbunden und ihnen gestattet, ihm die Ordenskette zurückzuschicken. Zum Schluß wurde noch getadelt, daß der Kaiser säumig in der Erledigung der Regierungsgeschäfte sei, und endlich, daß er bis an den Hals in Schulden stecke.

Der Kaiser, der damals wegen eines heftigen Gichtanfalles das Bett hütete, zeigte sich sehr befriedigt über den Eifer seiner Ordensbrüder. Er antwortete gnädig auf ihre Vorstellungen, ging auf jeden Punkt ein und erklärte im Einzelnen, das tunesische Unternehmen sei nur mit der größten Heimlichkeit ins Werk zu setzen gewesen. Deshalb habe er vermeiden müssen,

daß über seinen Plan auch nur das Geringste durchsichern könne. Die Regirungsgeschäfte seien freilich langsam erledigt worden; doch müsse er sagen, daß er mit seiner Bedächtigkeit oft am Besten ans Ziel gelangt sei. Die große Verschuldung müsse er zugeben und wolle für Abhilfe sorgen. Im Uebrigen versprach er feierlich, seine Pflichten besser erfüllen zu wollen.

Das selbe Kapitel nahm auch den Sohn des Kaisers, Don Philipp, Ordensritter seit dem zwanzigsten Kapitel, den nachmaligen König Philipp den Zweiten von Spanien, vor. Man fand ihn umständlich in der Erledigung von Geschäften, stellte fest, daß er zu sehr die Einsamkeit liebe, und tadelte namentlich, daß er zu viel Zeit auf seine Toilette verwende.

Das zweiundzwanzigste Kapitel wurde noch bei Lebzeiten Karls des Fünften abgehalten. Doch hatte Karl inzwischen seine Würde als Ordensoberhaupt an Philipp den Zweiten abgetreten. An ihm fand das Kapitel viele gute Eigenschaften; es nannte ihn mild, leutsälig, großherzig, demüthig, friedliebend, eine starke Nichternatur und bat ihn, Ehre und Ansehen des Ordens zu erhalten und die Ritter in den ihnen verbürgten Vorrechten zu schützen. Das dreiundzwanzigste Kapitel machte ihm dann den Vorwurf, daß er diese Vorrechte nicht achte.

Man kann sich denken, daß alle die geschilderten, auf den Satzungen beruhenden Einrichtungen, die Untersuchung des Lebenswandels der Ritter und namentlich des Oberherrn, die Besetzung der offenen Stellen durch Kapitelwahl, die Vorrechte der Ritter, auf die sie immer wieder pochten, einer Natur wie der Philipps des Zweiten nicht bequem waren. Er machte deshalb eine Art Staatsstreich. Er erbat und erhielt von dem Papst Gregor dem Dreizehnten die Ermächtigung, an die Stelle der Kapitelwahl bei der Neuernennung von Rittern des Ordens in Zukunft das freie Belieben des Fürsten zu setzen. Seitdem hat er denn auch keine Generalkapitel mehr abgehalten. Der hohe und uralte Toison-Orden war fortan nur noch ein Orden der höchsten Hofeure, keine Genossenschaft mehr, in der der Oberherr, ein Erster unter Gleichen, den Ermahnungen und dem Tadel seiner Ordensbrüder unterlag. Die Gegenwart aber, in der an den Höfen die offene Aussprache der Wahrheit vor dem Vergeber der Gnaden immer noch eine Seltenheit ist, dürfte Grund haben, mit Hochachtung auf eine Einrichtung längst vergangener Zeiten zurückzublicken, die gerade die Großen des Reiches dazu sogar dem unbefchränkten Landesherren gegenüber nicht nur berechtigte, sondern verpflichtete.

Großlichterfelde.

Dr. Stephan Reule von Stradonitz.



Selbstanzeigen.

La Vallière. Dramatische Dichtung in fünf Akten. Georg Müller in München.

Es sei mir gestattet, hier zuerst von den „Fehlern“ dieses Werkes zu sprechen. Wenigstens von denen, die eine günstige Kritik dem Autor vorwerfen wird. Vor Allem: die Technik hält sich nicht an die Postulate der Modernen. Aber ich glaube, mit Dem, was ein Künstler überhaupt will, soll man sich nicht auseinandersetzen; nur mit Dem, was er kann oder nicht kann. Meine feste Ueberzeugung ist, daß man viele der einschränkenden Geseze der „Moderne“ als Theaterschlagwörter einer bestimmten Literaturepoche erkennen und zum Theil (gewiß nicht völlig) wieder verwerfen wird. Mit welchem Feuereifer haben wir noch vor zehn Jahren Ideale verkündet, die wir heute schon als abgethan belächeln! Immer wird Shakespeare modern bleiben, immer wieder, in neuem Geist geschaut, aufleben. Das stets Bedeutsame, niemals Belanglose seiner Gestalten, ihr über Handlung und Vorgang hinaus vertiefter Gedankeninhalt, der reflektoriſche Reichthum, das Typisch-Umfassende ihrer Seelengestaltung wird stets etwas allen Zeitgeschmack Ueberragendes besitzen. Und eine Zeit, die alle die mannichfachen, im Ringen nach einer neuen Kunst gesammelten und gestählten Kräfte zu gemeinsamer, harmonischer Wirkung im großen Stil zu vereinen vermag, wird auch dem höheren Drama, der historischen Stiltragoedie wieder die Krone reichen, die ihr gebührt, als dem vertieftesten und umfassendsten Ausdruck eines Weltbildes. Dieses Drama wird aber nicht eine beengte, sondern eine noch erweiterte Technik fordern. Der Monolog wird wieder in seine Rechte treten, wenn die psychologische Kleinkunst der modernen Milieuschilderung durch die pastosere Technik, den großen Zug der Freskomalerei ersetzt werden wird. Der reichere Szenenwechsel wird, dem großen Stoff entsprechend, dem Dichter wieder freigegeben werden, sobald man einsehen wird, daß der Bühnentechniker der Phantasie zu folgen hat, nicht aber der Poet die blühenden Formen lebendigen Gestaltens in die Schraubstöcke einer verstümmelnden Technik zu pressen gezwungen sein darf. Ich glaubte, in künstlerischer Ueberzeugung Pfade einschlagen zu dürfen, die nach meinem Gefühl das Drama gehen muß, wenn es wieder zur höchsten und gewaltigsten Kunstgattung aus dem Scheindasein der dramatisirten Novelle und der psychologischen Seelen- und Gesellschaftstudie in Dialogform hinaudwachsen soll. So habe ich, nicht in Unkenntniß moderner Forderungen, sondern in künstlerischem Bewußtsein, den Monolog angewendet, wo ihn die innere, die künstlerische Wahrheit verlangt. Ich habe sogar einen größeren Frevel gewagt: ich habe eine Szene geschrieben, in der (horribile dictu!) belauscht wird. Aber es handelt sich hier nicht um einen Verlegenheitsbehelf, sondern um eine dichterische Voraussetzung, eine künstlerische Idee. Ludwig XIV. belauscht bei einem Fest in Fontainebleau unter der Königseiche drei flüsternde, medisirende, schwärmende Hoffräulein, die sich gleich ihm aus dem Festlärm in die schwüle Sommernacht gerettet haben. Und so erzählt er das Geständniß der schwärmerischen, aussichtslosen Liebe der kleinen, tugendhaften La Vallière, dieses stillen, verschüchterten, bescheidenen und so tief versonnenen Geschöpfchens. Nur die in schwere, süßeste Romantik getauchte Stimmung vermag einem Wesen, von so verschlossener Keuschheit, wie es diese La Vallière ist, ein solches Geständniß zu entlocken, und nur in der Rolle des galanten Lauschers, der, ein Abenteuer erhoffend, im Gebüsch verborgen ist,

Konnte der König zu diesem Geständniß gelangen. Die Leidenschaft, die, dem Vauscher nicht ahnend, schrankenlos ihre Seele ausströmt, weckt im Herzen des umworbenen jungen Königs ein tiefes Gefühl für das früher unbeachtete, unscheinbare kleine Hoffräulein. Und nur das Bewußtsein, so geliebt zu werden, vermochte dem König den Muth zu geben, am nächsten Abend in das Schlafzimmer der kleinen La Vallière zu dringen. Die Verinnerlichung dieser tragischen Frauengestalt, für die Lieben Erleiden heißt, die in der schrankenlosesten Hingabe ihr Empfinden rein erhält, die selbst als Geliebte des Königs noch von allen Zaubern der Keuschheit umgürtet ist, in der echtste und edelste Weiblichkeit die Tragik schuldloser Schuld schafft, die niemals völlig glücklich, immer bereuend, selbst in der grenzenlosen Leidenschaft ihrer Hingabe niemals unmoralisch erscheint: Das war die Aufgabe des Dichters. Nach dem Gedanken, den dieses Frauenschicksal ausdrückt, nach den seelischen Perspektiven, die es dem tiefer Blickenden eröffnet, möchte ich die Nothwendigkeit dieses Werkes gemessen, seine künstlerischen Kräfte bewerthet wissen.

Wien.

Paul Wilhelm.

Louise Michel (La vierge rouge). In der Monographiensammlung „Die Frau“ bei F. Rothbarth in Leipzig.

Auf den hundert Seiten, die mir zur Verfügung gestellt waren, konnte ich weder ein vollständiges Charakterbild der Louise Michel noch eine genaue Darstellung der in ihren Einzelheiten so verworrenen pariser Commune geben; nur eine Lebensskizze vermochte ich hinzuworfen. Eine Skizze, die einen wenig gekannten, viel verkannten und bedeutenden Menschen kennen lehren soll: Louise Michel.

Karl Freiherr von Levetzow.

**Die Holbeiner. Ein Ueberblick über eine siebenhundertjährige Bürgerfamilien-
geschichte mit Stammbäumen.** Leipzig bei E. A. Seemann. 3 Mark.

„Die Genealogie eines einzigen Geschlechtes macht vertraut mit der Kultur ihrer ganzen Zeit“: dieses Wort des Genealogen Dr. Reuke von Stradonitz habe ich mir bei der Abfassung meiner Familiengeschichte oft wiederholt. Die Familie Holbein läßt sich sehr weit rückwärts verfolgen: rund 700 Jahre; bei bürgerlichen Geschlechtern eine Seltenheit. Freiherr von Lütgendorff-Weinburg bedauert in seiner Anleitung für Familiengeschichte, daß man so wenige Geschichten bürgerlicher Familien finde. Der Versuch, diese Lücke zu ergänzen, bedarf also schwerlich einer Rechtfertigung. Eben so wenig wohl die Methode, durch Beschneiden seitlich wachsender Zweige des Stammbaumes das Ganze übersichtlich und frisch zu erhalten.

Apolda.

H. Holbein.

Aus der Heldenzeit der Nordfriesen und Dithmarschen. Militärische Charakterbilder, Heft 8, herausgegeben von Pfarrer H. Barth und Oberst Paul Rolbe. Hr. Engelmann in Leipzig.

Die beiden friesischen Brudersämme geben uns im ganzen Verlauf des Mittelalters ein außerordentliches Beispiel von Freiheit- und Heimathliebe. In ihrer

Polen Bauernsprache nannten sie sich freiesisch: „Abelske Boiine“ (Das heißt: „Erb-angekommene Herren“) und ihre Söhne: „Zin goed Boiine Mons Senn“; sie waren stets eingedenk ihres Wahlspruchs: „Lewer dáb as Slav“; Kämpfe gegen Naturgewalten und gegen feindliche Nachbarn stählten die Seelen dieser wildtapferen Bauern, die niemals für Geld, stets nur für ihre Bauernehre gekämpft haben.

Magdeburg.

Oberst z. D. Albalbert Bohnen.



Polnische Geschichte. Leipzig, G. J. Böschensche Verlagsbuchhandlung.

Polnische Geschichte zu schreiben, ist heute ein kühnes Unterfangen. Auf keinem Gebiete der Geschichte nämlich ist die frühere Auffassungsweise während der dreizehnten Jahrzehnte so gänzlich umgestoßen worden wie auf dem der slavischen Welt. Eine Spezialuntersuchung folgt der anderen und an brauchbaren Zusammenfassungen dieser Ergebnisse fehlt es selbst in den Landessprachen. Keine der europäischen Kultursprachen hat eine dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechende, vollständige Darstellung der russischen oder der polnischen Geschichte. Schiemanns Werk in Ondens Sammlung folgt den Ereignissen beider Länder nur bis ins siebenzehnte Jahrhundert und trägt an der Last seiner zwanzig Jahre. Für Polen allein giebt es in deutscher Sprache nur einen Anlauf zu umfassender Darstellung, freilich einen, auf den wir stolz sein können: Roepells und Caros Geschichte Polens, das standard-work der polnischen Geschichtsschreibung, das aber nur bis zum Jahr 1506 geführt ist. Meine bescheidene Arbeit will nun weber mit Schiemann noch mit Roepell und Caro in Wettbewerb treten. Sie will nur versuchen, Das zu geben, was beide Werke nicht geben konnten und wollten: eine möglichst kurze, aber bis in unsere Tage fortgeführte Erzählung der polnischen Geschichte. Ich hatte dabei ein nationales Ziel vor Augen: ich wollte dem politisch interessirten Deutschen ermöglichen, seinem Urtheil die unbedingt notwendige historische Grundlage zu geben und so sein Verständniß für das Ostmarkenproblem zu vertiefen. Daraus ergibt sich, daß ich bei der Niederschrift Partei war. Daß ich den Thatfachen nicht Gewalt anzuthun versuchte, wenigstens nicht wesentlich, bedarf kaum der Erwähnung. Im Uebrigen denke ich wie Treitschke, daß wir nur dann auf unsere Zeitgenossen wirken können, wenn wir Geschichte mit unserem Herzblut schreiben. Diese Wirkung aber ziehe ich gleich dem großen Wahlpreußen der Förderung abstrakter Erkenntniß vor. Die Anfänge der Polen sind, weil zum Verständniß der Gegenwart weniger wichtig, kurz behandelt. Besondere Aufmerksamkeit ist überall der deutschen Einwirkung, namentlich auf die Kultur, gewidmet. Von der Reformation ab wird die Erzählung ausführlicher. Auch die Geschichte des polnischen Volkes nach den Theilen mußte, dem Zweck des Büchleins entsprechend, behandelt werden. Ich weiß, wie viele Lücken meine Arbeit hat, namentlich im letzten Theil. Oft mußte, sollte die Darstellung nicht übermäßig breit werden, mit halben Worten angedeutet, flüchtig gestreift, oft konnte nur behauptet, nicht bewiesen werden. Bei der Strittigkeit des ganzen Gebietes wird mir wohl manche ungenaue Angabe vorgehalten werden. Ich hoffe aber, in absehbarer Zeit mit einer ausführlicheren Darstellung vor die Oeffentlichkeit treten und dann meinen Standpunkt mit Belegen versehen zu können.

Boßen.

Dr. Clemens Brandenburger.



Phoenix.

Die Börse hat ihr Pfingstwunder: eine Sensation kurz vor der Toten Saison. Den Phoenixrummel. Mancher wünschte den Heiligen Geist über sich ausgegossen zu sehen, damit er helläugig werde und das Geheimniß der Phoenix-Aktie ergründe. Die ist seit der Fusion mit dem Nordstern zu einem „führenden“ Spekulationpapier geworden. Auf den Phoenix-Markt gehts oft so lebhaft zu, daß die Veteranen der Börse vor ihrem geistigen Auge die Tage des Glanzes von Kredit und Lombarden austauschen sehen. Phoenix könnte die Erbschaft der alten Stars antreten, wenn diese Aktie nicht schließlich doch nur der Spielball einer Clique wäre. Ihr fehlt der große Zug. Immerhin haben die Schwankungen, denen ihr Kurs in letzter Zeit ausgesetzt war, zu mancherlei Gerede Anlaß gegeben. Nach den ersten Verkäufen sprach man von wiener Abgaben. „Nein“, wurde erwidert, „nicht wiener, sondern Wiener Levy.“ Der Bankierwitz traf mal wieder ins Schwarze. Jedenfalls waren die Abgeber des Papiers „Eingeweichte“; die Tagespekulation folgte ihnen schnell mit Blankoverkäufen. Da jedoch die Menge stets im Dunkel tappt, so dauert's nicht lange, bis Deckungen vorgenommen werden. Dieses unsichere Herumtappen steigert die Nervosität und die Erbitterung gegen die Wissenden, die ihre Kenntniß der Dinge ausnützen können, bevor die misera ploba in die Klarheit gekommen ist. Nach Köln, wo die Hauptmacher des Phoenixrummels sitzen, flatterten deshalb aus der Burgstraße keine Segenswünsche. Man legte sich keinen Zwang auf, sondern suchte nach möglichst drastischem Ausdruck des Mergers. Die sittlich Entzückten waren ungemein puzig. Wenn im Börsentempel Einer den Anderen einen Schelmen nennt, thut er's, weil er selbst gern an der Stelle des Anderen wäre.

Das Betriebsjahr der Phoenix-Gesellschaft läuft am dreißigsten Juni ab. Will sie eine wesentlich geringere Dividende geben? Andere Gesellschaften mit Juniabschluß sind schon mit Dividendenschätzungen hervorgetreten. Dieser Mißbrauch ist ja fast Brauch geworden. Phoenix hat im vorigen Jahr die Dividende von 15 auf 17 Prozent erhöht, nachdem sie ein Jahr vorher sogar von 10 auf 15 Prozent gestiegen war. Für dieses Jahr rechnen die Kühnsten auf 12, Andere sogar nur auf 8 Prozent; und Churker, denen nicht einmal die Gefühle des Aktionärs heilig sind, prophezeien, daß überhaupt keine Dividende gezahlt werde. So gehts, wenn die Verwaltung schweigt, während die Kurse schwanken und das Unternehmen mitten im Gerede ist. Ringsum ist Aufruhr; aber die Verwaltung rührt sich nicht. Vielleicht denkt sie, noch sei Zeit, der Kurs mit 171 noch um 3 Prozent höher als am Anfang des Jahres, also kein Grund, von einer beträchtlichen Entwerthung des Papiers zu sprechen. Doch vor Jahr und Tag hatte Phoenix den Kurs von 218; die Jungen Aktien, die im März 1907 zum Bezug angeboten wurden, kosteten 175. Von Kursgewinnen kann man da nicht sprechen. Nach der Sorge um die Dividende kommen die Bedenken, die sich an die Möglichkeit einer neuen Kapitalserhöhung knüpfen. Das Grundkapital des Phoenixconcerns beträgt heute 100 Millionen. Durch die Vereinigung mit dem Hoerder Verein und dem Steinkohlenbergwerk Nordstern wurde der Phoenix zu einem Kapitalriesen. Das Grundkapital stieg von 35 Millionen zuerst auf 72, dann auf 100 Millionen; dazu kam bei der letzten Kapitalvermehrung eine Anleihe Schuld von 20 Millionen zur Beschaffung der für die Barabfindung der Nordstern-Aktionäre erforderlichen Mittel. Einst

sprach man von der Gesellschaft, weil sie, durch einen Gewaltstreich der Banken, gezwungen worden war, dem Stahlwerkverband beizutreten; heute sieht sie als erste im Rath der Götter und ist doch schlechter daran als die kleinste der Genossinnen, weil die Produkte B (Stabeisen), die sie in besonders großem Umfang herstellt, nicht syndicirt sind. Ueber die hat der noch immer im Torsozustand befindliche Stahlwerkverband keine Macht; und es ist denkbar, daß der Mangel eines Stabeisenverbandes die Schwankungen der Konjunktur den Phoenixconcern ärger fühlen läßt als andere Unternehmen, deren Erzeugnisse cartellirt sind. Vielleicht zeigt sich eines Tages noch, wie berechtigt die Warnungen des Generaldirektors Kamp waren, auf die man damals nicht hören wollte. Eine neue Kapitalvermehrung könnte den Zweck haben, Betriebsmittel zu schaffen, aber auch eine neue Erweiterung des Concerns vorbereiten. Boshafte Leute meinen, der Phoenix suche Geld, um eine Dividende ausschütten zu können. Manchmal borgen sich Gesellschaften ja die Barsumme zur Auszahlung der Dividende, weil die sonst verfügbaren Kapitalien im Betrieb festgelegt sind. Nun kombiniert man den schlechten Geschäftsertrag und den Wunsch, nicht völlig dividendenlos zu bleiben, zu der Absicht, dem Mangel an Dividendenkapital künstlich abzuhelpen. Alles schon dagewesen, spricht Afrika.

Für eine neue Transaktion wäre der Zeitpunkt nicht gerade günstig gewählt. Die Börse ist noch nicht in einer Verfassung, die ihr eine rege Mitwirkung an neuen großen Emissionsgeschäften erlaubt. Auch die Geldverhältnisse sind noch immer unbefriedigend. Der deutsche Geldmarkt gleicht einer Enklave der Unsicherheit im Friedensreich des internationalen Marktes. Wer fürs zweite Quartal schon billiges Geld prophezeite, hat geirrt. Bald ist das erste Halbjahr beendet: und die Reichsbank hielt bis ans Ende des Mai noch immer an dem bösen Satz von 5 Prozent fest. Der Terminhandel allein aber reicht nicht aus, um zu neuen großen Geschäften das Kapital zu schaffen. Man könnte sich vorstellen, daß Spekulanten, die vor keiner Schwierigkeit zurückschrecken, den Phoenix neue „Großthaten“ verrichten lassen wollen. Verdächtig waren die Manipulationen, die mit den Aktien vorgenommen wurden. Die Bankfirma H. Levy in Köln und deren Inhaber, Kommerzienrath Louis Hagen, hat sich an der Durchführung der Fusion mit dem Hoerder Verein und später mit dem Nordstern lebhaft beteiligt. Phoenix-Aktien sanken damals, auf Verkäufe von „Eingeweihten“, während Nordstern stieg. Auch jetzt gab's wieder Abgaben „von informirter Seite“; die konnte aber die Angst vor der Dividendenkürzung erklären. Mit dem Erwerb des Nordstern hat Phoenix eigentlich ein schlechtes Geschäft gemacht. Der Nordstern-Aktienpreis war damals, als die Fusion beschlossen wurde, übernahm, etwa 325. Als dann die Fusion Phoenix-Nordstern betrieben wurde, gingen die Aktien des Bergwerkes bis auf 400 in die Höhe; Phoenix, die auf 230 gestanden hatten, wurden bis auf 217 hinuntergebrückt. Auf dieser Basis vollzog sich der Umtausch; für die Nordsternaktionäre ergab sich der Kurs von 417. Wäre die Vereinigung nicht in der Zeit der Hochkonjunktur vorgenommen worden, so hätte Phoenix den Nordstern wesentlich billiger bekommen. Der Kaufpreis von rund 64 Millionen Mark war um ein Beträchtliches höher als der Buchwerth der Nordsternaktien in der eigenen Bilanz; und bei solchem Unterschied in den Einstandspreisen ergab sich von vorn herein für Phoenix die Nothwendigkeit stärkerer Abschreibungen auf die neu erworbenen Werthe. Die finanzielle Position der Phoenix-Gesellschaft ist eben nicht ganz bequem. Außer dem Aktienkapital von 100 Millionen und der Anleihe-

schuld von 20 Millionen sind noch 7 Millionen alter vierprozentiger Schuldverschreibungen des Nordstern, 8,6 Millionen vierprozentiger Anleihe des Hoerder Vereins und eine halbe Million Mark Hypothekenschulden des Nordstern zu verzinsen. Im Ganzen betragen demnach die fundirten Schulden des Concerns 36 Millionen.

Einem Gesamtkapital von 136 Millionen die erforderliche Rente zu schaffen, ist in schlechter Zeit nicht leicht. Die Gefahr einer Ueberkapitalisirung zeigt sich besonders nah, wenn es sich um Unternehmungen handelt, die dem Wechsel der Konjunktur unterworfen sind. Die Idee, die zur Verschmelzung des Nordstern mit dem Phoeniz trieb, war nicht unvernünftig. Der Concern Phoeniz-Hoerde hatte keine eigene Kohle; um diesem Mangel abzuhelfen, gliederte man ihm eine der größten und bestfundirten Kohlengruben an, deren Leistungsfähigkeit bis auf 4 Millionen Tonnen zu steigern ist. Für das Kohlensyndikat brachte die Durchführung der Fusion den Verlust eines der besten Abnehmers und eines guten Lieferanten. Nordstern wurde Hüttenzeche, nach der bis dahin anerkannten Regel, daß die Angliederung einer reinen Zeche an eine Hüttenzeche die Verwandelung ohne Weiteres vollzieht. Noch aber ist die Hüttenzecheigenschaft des Nordstern nicht endgültig anerkannt. Der Prozeß schwebt noch beim Reichsgericht und der Spruch ist kaum vor dem Herbst zu erwarten. Damit könnten die Abgaben in Phoeniz-Aktien auch in Zusammenhang stehen. Aengstliche Leute könnten Zweifel bekommen haben, ob der höchste deutsche Gerichtshof auch im Fall Phoeniz-Nordstern bei der alten Entscheidung bleiben werde, und für gerathen halten, die Phoeniz-Aktien allmählich zu verkaufen. Ein für Phoeniz ungünstiger Ausgang des Prozeßes würde die theuer erworbene Zeche ja beträchtlich entwerthen. Deshalb ist dem Phoeniz auch schon empfohlen worden, Nordstern wieder zu verkaufen. Der bayerischen Regierung ist mehr als einmal die Absicht zugesprochen worden, diese Zeche zu erwerben. Nun meinen Einzelne, der bayerische Fiskus sei noch jetzt für eine Uebernahme des Bergwerkes zu gewinnen. Das ist unwahrscheinlich. Schon der Preis wäre ein Hinderniß. Der Phoeniz würde niemals Das für den Nordstern zurückbekommen, was er selbst bezahlt hat. Bei dem alten Verhältniß käme man auf einen Kurs von 327 für die Nordsternaktie. Das bedeutet einen Rückgang um 90 Prozent seit der Durchführung der Fusion. Von den 64 Millionen, die für den Erwerb des Nordstern ausgegeben wurden, wären damit rund 6 Millionen verloren. Ein Verkauf mit einem solchen Damno wäre nicht verlockend. Daran denken die Herren wohl auch nicht.

Ein Dividendenstascho des Phoeniz wäre bedauerlich, aber irgendetwas phantastischen Plan vorzuziehen, von dem man sich einen Ausgleich für vorher begangene Fehler erwartet. Besonders unerquicklich aber wird die Sache dadurch, daß sie den ganzen Montanaktienmarkt infizirt und schließlich die ohnehin leicht beeinflussbare Orientirung verschlechtert. Ein Mittel, die Thätigkeit auf der Hintertreppe zu hindern, giebt es nicht; eben so wenig eins, das die Verwaltung des Phoeniz zwingen könnte, authentische Mittheilungen über das zu erwartende Jahresergebniß zu machen. Sie kann sich stets mit ein paar unverbindlichen Nebensarten salbiren. Doch sollte man mindestens fordern, daß Phoeniz regelmäßige Betriebsausweise veröffentlicht, wie es die anderen großen Montanunternehmen (Welschkirchen, Harpen, Sibernia, Laurahütte) thun. Dann tappt man wenigstens nicht völlig im Dunkel und verfährt nicht auf die sonderbarsten Kombinationen, wenn gerade vor Abschluß des Rechnungsjahres in den Aktien irgendetwas Besonderes passiert. Adon.

Der Reiter auf dem Regenbogen.*)

Ein Landsknecht-Märchen.

Es piff der Wind, es säubte der Regen,
 Gar kothig und patzfisch wars auf den Wegen.
 Kein Mensch zu sehen rings und rund,
 Nur von ferne klaffte ein bissiger Hund.
 Und an der Landstraße, tief und bescheiden,
 Da dienerten die silbernen Weiden
 Und schwenkten ihre zweifarbigen Mägen
 Bis tief hinab in die grundlosen Pfützen.

Da kam es plötzlich den Weg daher
 Mit schallenden Tritten, breit und schwer,
 Und tollpatschig zog es, schwabb, schwabb, schwabb,
 Gröhlend und fluchend die Straße hinab.
 Das war ein Landsknecht in Pumphosen und Vändern,
 Hatte gedient in aller Herrn Ländern;
 Dem Hauptmann Schärtlin und dem Schwäbischen Bund,
 Den Sickingen geschossen in Gras und Grund,
 Wo das Geld rund war und wo sie ihn mochten,
 Die Mägdelein geschreckt, gewürfelt, gefochten,
 Bis er bei Pavia in blutigem Tanz
 Leibhaftig gefangen den König Franz.

Jetzt aber, wo zersprengt sein Haufen,
 War er durchs Deutsche Reich gelaufen
 Mit zerbeultem Koller und zerrissenen Sohlen
 Und hatte überall geprellt und gestohlen.
 Nun aber zog er, schwabb, schwabb, schwabb,
 Gröhlend und fluchend die Straße hinab.
 Und zwischen den Schultern an festen Strängen
 Sah einen beweglichen Sack man hängen.
 Drin ließ es nicht ab mit Heulen und Schrein,
 Als bellte der Hund, als grunzte das Schwein;
 Auch fuhr zuweilen mit wüstem Gebräus
 Eine Schwefelflamme zum Sacke heraus.
 Doch wenn das Toben ein Wenig schwieg,
 Dann schrie der Knecht: „Nach von Neuem Musik,
 Du singst am Besten von uns Beiden;
 Und solchen Choral, den mag ich leiden.“

So zogen die Beiden in traulichem Bund
 Bis in die Nähe der Stadt Straßburg.

*) Gaißs Bräutigamslied aus dem Roman „Der Reiter auf dem Regenbogen“, den Herr Georg Engel im Deutschen Verlagshaus Vita erscheinen läßt.

Dort aber, wo über dem nebligen Meere
 Verankert liegt die alte Fähre,
 Dort stand an der Brücke, beschmutzt und bestaubt,
 Ein blutjunges Bärtschlein mit blondem Haupt.
 Die wunden Füße umschnürt mit Tüchern,
 Den Rücken bepackt mit Scharfeten und Büchern,
 Das zerrissene Wamslein bespritzt mit Koth
 Und in der Hand eine Rinde Brot.

Die aß der Bengel mit vielem Vergnügen,
 Trank Luft dazu in vollen Zügen
 Und sah so stolz über Land und Meer,
 Als wenn er der Herr von Allem wär',
 Als brauchst' er den Sonnenstrahl nur zu packen,
 Um Brot und Kuchen daraus zu backen.

Da suchte der Knecht: „Poß Element,
 Daß die Brut Einem stets den Weg verrennt!
 Bist ein fahrender Schüler, ich sehs an den Rollen,
 Die Alles jetzt besser wissen wollen.
 Willst wohl nach Greifswald, ins alte Nest,
 Wo jeden Esel man fressen läßt
 Das frische Heu aus der Weisheit Krippen,
 Bis sie Fett ansetzen an ihren Rippen?“

Drauf nickte das Bärtschlein und sprach: „Hast Recht.
 Mir geht es gut und Dir gehts schlecht.
 Bist ein dummer Kerl, der schon seit Jahren
 Dem Glück nach durch die Welt gefahren.
 Und weil sichs auf Erden nicht blicken läßt,
 Sight nun mit all Deiner Grobheit fest.
 In latina lingua steht drüber geschrieben:
 „Dem Wunsch ist das Glück stets fern geblieben“.
 Ich aber hab's im Traum geseht:
 Kamerad, da kams, wie die himmlische Braut,
 Auf Sonnenstrahlen, die thalwärts glitten,
 Auf weißen Füßen herabgeschritten
 Und zog mit dem Finger der rechten Hand
 Einen Halbkreis auf die weiße Wand.
 Da that sich auf die goldrothe Ferne,
 Es neigten sich vor mir Sonne und Sterne,
 Die Heiligen tanzten und schrien Hurrah
 Und vor mir lag Italia.
 Und, den? nur, der Papst mit den Kardinälen,
 Die erkundigten sich nach meinen Befehlen,
 Und was ich nur wünschte, Das würden sie thun.
 Und putzten den Staub mir von den Schuhen.

So hab' ichs gesehn und so will ichs fassen.
In Wittenberg in den krummen Gassen,
Und wenn nicht da, in Greifswald, in Basel . . .“

„Hör' auf,“ schrie der Knecht, „verfluchtes Gefasel!
Das Ding, das Ihr sucht, Ihr hungriges Pack,
Ich trags auf dem Rücken in meinem Sack.
Kein Jämferlein is's mit Brüsten und Prangen:
Mir ist der Teufel ins Garn gegangen.
Nahm ihn so gründlich in die Kur.
Daß er vor Angst in den Sack mir fuhr.
Der muß jetzt thun, was mir gefällt,
Und deshalb bin ich der Herr der Welt.“
Und wie er so sprach, frech und vermogen,
Da spannte sich auf ein Regenbogen.
An dem sah man tausend Feuerchen sprüh'n,
Rubinenroth, smaragdengrün
Und Blau und Gelb, die' schönsten Farben,
Als hätte man alles Licht in Garben
Auf dieser Brücke zusammengestellt.
Doch da, wo sie schwungvoll zur Erde fällt,
Da saß vor des Himmels geöffneter Pforte
Sanct Petrus, der Pförtner, an seinem Orte
Und stierte in aller Seelenruh
Mit Pech und Draht einen alten Schuh.
Schielt' auch zuweilen an seinem Zwirne
Vorüber auf die holdselige Dirne,
Die schaukelnd auf seinem Knie ihm saß
Und vergnügt einen rothen Apfel aß.

Da konnt' man sein rechtes Wunder schaun.
Blond war das Mägdlein, doch bald wieder braun.
Und gar am Rock und am sammtenen Nieder
Fuhren sämtliche Farben auf und nieder
Und spielten ihr sanft um Knie und Nacken.
Und Petrus küßte ihr beide Backen.

Doch Die auf der Erde, die standen da
Und guckten starr in die Gloria.
Zuletzt hub der Schüler an zu rufen:
„Du bist es ja Mägdlein! Von himmlischen Stufen,
Auf Sonnenstrahlen, die thalwärts glitten,
Kamst Du schon einmal herabgeschritten
Und hast mir für mein ganzes Leben
Die Melodie und die Farbe gegeben.
O, komm noch einmal, Du Himmlische Du!“

Da klopfte Sanct Peter barsch auf den Schuh.
 Und der Landsknecht, der gleichfalls das Wort vernommen,
 Rumorte, als wär' er von Sinnen gekommen:
 „Was willst Du, Du Milchbart? Drei Käse? Du Schuft?
 Sollst sehn, ich fahre sofort in die Luft!
 Die Dirne da will ich mir zähmen und beugen
 Und mit ihr Buben und Mäd'el erzeugen;
 Ganz so, wie ich, ein gewaltig' Geschlecht;
 Dazw ist das Weibsbild mir grade recht.“

Sanct Peter aber, der hörte zu
 Und klopfte gar grimmig auf seinen Schuh.

Der Knecht warf über den Sack die Beine,
 Ergriff die Stränge gleichsam als Leine,
 Und als er nun saß, da fuhr er, hop, hop,
 Auf den Bogen herauf in wilhem Galop.
 Gelb spritzte der Schwefel, die Funken stoben;
 Doch kaum hielt er auf der Wölbung droben,
 Da wuch auseinander das leuchtende Dach.
 Ein Schrei, ein Fluchen, ein heilloser Krach:
 Und auf der Erde, da lag zerbrochen
 Der Landsknecht und suchte nach seinen Knochen.

Sanct Peter aber, der saß in Ruh
 Und klopfte behaglich auf seinen Schuh.

Das Alles hatte der Knabe betrachtet,
 Dabei ihm das Herz im Leibe verschnachtet
 Und hätt' trotz Allem den Kopf gegeben,
 Könnt' er sich auch in dem Dufte erheben.
 Da kam mit dem Wind, der sie leise trug,
 Eine blaue Libelle im sanften Flug
 Und surrte schwach zwischen Meer und Land
 Und setzte sich endlich auf seine Hand
 Und streckte den Leib und wippte die Flügel,
 Als wärs ein Kößlein mit Zaum und Zügel,
 Und that grad so, als sollt' ers nur wagen,
 Sie könnt' ihn auch wohl zur Höhe tragen.
 Da rief der Bursch: „Copp, wills Dir glauben!
 Die Zuversicht soll mir Keiner rauben:
 Wer herrschen will über beide Welten,
 Dem müssen die tollsten Dinge gelten,
 Der wird über das Meer zu Fuß hinschreiten
 Und auf einer Libelle zum Himmel reiten.“

Was weiter geschieht, Das weiß er kaum.
 Jetzt sitzt er im Sattel, jetzt hält er den Zaum,

Jetzt reckt er die Füße in silberne Bügel,
Gewaltig schwirren um ihn zwei Flügel,
Durch dampfende Farben schießt wie ein Blitz . . .
Dann erhebt sich Sanft Peter von seinem Sitz,
Führt an der Rechten das Blond-Mägdelein,
Nimmt knurrend ab seinen Heiligenschein
Und spricht mit innerem Widerstreben:
„Herr Junker, es hilft nichts, ich muß sie Euch geben.
Wer so durch die Luft zu uns reiten kann,
Ist ja für die Junfer der rechte Mann.
Sie versteht noch ganz anders ihr Köflein zu tummeln
Und wird Euch manchmal gehörig beschummeln.
Halb ist sie ein Glück und halb ein Jammer;
Doch geht nur hinein in die Hochzeitkammer.“

Zur Erde aber gewendet er spricht:
„Landsknecht, was heulst Du, Du plumper Wicht?
Dir wird sich die Himmelstochter nicht fügen.
Mußt Dich mit einer Stallmagd begnügen.
Eure Art geht hinter dem Acker Gaul
Und pflügt die Erde und hält das Maul.“

Und damit warf er nach ihm den Schuh
Und schlug die Himmelsthür hinter sich zu.

Georg Engel.



Sardanapal.

Vor acht Tagen sprach ich hier von Assurbanipal, von Byron's Drama und Tagliani's Ballet. Eine Ergänzung des da Erzählten. Als das Ballet zum ersten Mal in Berlin aufgeführt wurde, fand, am vierundzwanzigsten April 1845, auf dem Theaterzettel: „Zu den Dekorationen sowohl als auch zu den Kostümen und Requisiten sind die bei den Ausgrabungen von Ninive aufgefundenen Sculpturen, Reliefs und Ornamente, welche die Museen zu London, Paris und Berlin besitzen, kopirt und benutzt worden.“ Zettel fürs Königl. Opernhaus in Berlin. Und Herr Karl Frenzel, der Kritikus, sprach also am nächsten Tag: „Die glänzende Ausstattung, die prächtigen Dekorationen müssen der dürftigen und unklaren Handlung, die zu ihrem Verständniß nothwendig die Sprache fordert, aufhelfen. Sardanapal erspart uns einen Gang durch den ägyptischen Hof, durch die Antikensäle unseres Museums.“ Ganz funkelnagelneu wird das jetzt geplante Schauspiel also nicht sein. Nur war weder der alte Wilhelm noch der alte Hülsen auf dem Einfall gekommen, die Assyriologen der Erde als Gäste vors Schangetüß zu laden.

Max Ulrich & Co.,Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 675 Direktion.

" 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

" 7914

" 7915 Kuxenabteilung.

" 7916

Telegramme: **Ulrichs.**

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

**Prof. Dr. Schleich's
Wachspastenpräparate**

Berlin SW. 61

Gneisenaustr. 109/110 „Jadettischel Bille-Albano“

Wachspasta Dose von Mk. 1,30 an.**Kosmet. Hautcrème** Tube 60 Pfg. und 1,- Mk.**Wachsmarmor-Seife** 1/2 Kilo 80 Pfg.

1 Kilo 1,50 und 1,75 Mk.

Wachspasta-Seife

Erhältlich in Apotheken, Drogerien, Parfümerien.

Man erbittet kostenlos Broschüre **Z.**Gegr. 1880. **Otto A. Koch Nachf.** Inhaber **George Koch**

Berlin C2, Spandauer-Brücke 8.

Elegante Damenhüte

Auswahlsendungen auch nach Ausserhalb. Referenzen erbeten!

**„Euryplan“** Doppel-Anastigmat

in den Serien F: 6A, P: 6A, F: 6F, 43

D. R. P. 135742. Nr. 37042

Schulze & Billerbeck

Katalog gratis

Berlin SO. 36, Reichenberger Strasse 121 E.



Reiseartikel, Plattenkoffer, Lederwaren, Necessaires, echte Bronzen, kunstgewerbliche Gegenstände in Kupfer, Messing und Eisen, Terrakotten, Standuhren, Tafelbestecke, Tafelservice, Beleuchtungskörper für Gas und elektrisches Licht

gegen monatliche Amortisation.

Erstes Geschäft, welches diese feinen Gebrauchs- und Luxusartikel gegen erleichterte Zahlungen liefert. — Katalog B. K. kostenfrei. — Für Beleuchtungskörper Spezialiste.

Stöckig & Co., Hoflieferanten

Dresden-A. 1 (für Deutschland). Bodenbach 2 i. B. (für Österreich).

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 8 Uhr.

Freitag, den 5./6. **Romeo und Julia.**

Sonntag, den 6./6.

Ein Sommernachtstraum.

Sonntag, d. 7./6. **Der Kaufmann v. Venedig**

Kammerspiele.

Freitag, den 5./6. 8 U.

Frühlings Erwachen.

Sonntag, den 6. u. Sonntag, den 7./6. 8 U.

Lysistrata.

Weitere Tage siehe Anschlagtafel.

Friedr. Wilhelms Schauspielhaus

Freitag, den 5./6. 8 U. Premiere

Der ungläubige Thomas

Sonntag, den 7./6. 8 U. Dieselbe Vorstellung

Sonntag, den 6. und Montag, den 8./6. 8 U.

Im weissen Rössl.

Weitere Tage siehe Anschlagtafel.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Das muss man seh'n!

Grosse Revue in 4 Acten (14 Bildern) von
Jul. Freund, Musik von Victor HollaenderGuido Thielscher a. D.
Henry Bender Fritz Massary
Jos. Josephi Fritz Schenke usw.

Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.
Dir. R. Nelson. Tgl. 11—2 Uhr Nachts.

Künstl. Marionettentheater „Im Nachtsyl“

Politische Revue von Willi Wolff.
und das neue Mai-Programm!„Arkadien“.
Behrenstrasse 55—57.

Im neugebauten

Reunions:

Sonntag, Mittwoch,

Freitag.

Im neugebauten „Moulin rouge“

Jägerstrasse 63 a.

Reunions: Montag, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— Treffpunkt der vornehmen Welt —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

M. Marx & Co. Foreign Bankers

(An- und Verkauf von an der Londoner Börse gehandelten Wertpapieren.
Auskünfte kostenfrei.)

London E. C.

Gresham House Old Broad Street.



Telegraphic Address:



Offerendos, London.

Einzig schön

Ist ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weisse,
sammetweiche Haut und schöner Teint. Alles dies erzeugt die echte

Steckenpferd - Lilienmilch - Seife

von Bergmann & Co., Kadebeul. à Stück 50 Pf. überall zu haben.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

Berliner-Theater-Anzeigen

Kleines Theater.

Freitag, den 5., Sonnabend, den 6., Sonntag,
den 7., Montag, d. 8., Dienstag, d. 9./6. 8 U.

2 mal 2 = 5.

Pfingstsonntag, Nachm. 3 U. Vater u. Sohn
Pfingstmontag, Nachm. 3 U. Mandragola
Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Zur Reise! Gründlicher Unter-
richt, praktisch und
theoretisch in all. Kunstregeln der Landschafts-
photographie. Honorar M. 100.—. Anfrag. unt.
Künstler 2353 a. d. Exp. d. Zukunft, Berlin SW 48.

Ehe-schliessungen **England**
rechtskräftig, in
Prosp. fr.; verschlossen 50 Pfg.
Brook & Co., London, E. C. Queenstr 90/91.

Neues Operetten-Theater

Schiffbauerdamm 25.

Freitag, den 5., Sonnabend, den 6., Sonntag,
den 7., Montag, den 8., Dienstag, d. 9./6. 8 U.

**Der Mann mit
den drei Frauen.**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Victoria-Café

Unter den Linden 46

**Größtes Café der Residenz
Sehenswert.**

Deutsche Schiffbau-Ausstellung

BERLIN 1908.

Ausstellungshallen am Zoologischen Garten

Juni—Oktober

Donnerstag Elite-Tag

Täglich von 10 Uhr Vormittags bis 10 Uhr Abends geöffnet

Secession

Kurfürstendamm 208/209.

Geöffnet täglich 9—7 Uhr. Eintritt 1 M. Sonntags von 2 Uhr ab 0,50 Mk.

Stottern

de zahlen 3—6 Monate
nach Heilung, best. Ga-
rantie. C. Buchholz,
Hannover 2, Brühlstr. 14.

Dr. Möller's Sanatorium

Brosch. fr. Dresden-Loschwitz, Prosp. fr.

Dialet. Kuren nach Schrotb.



Schleswig-Holsteinische Meierei-Butter

allerfeinste, täglich frisch, mehrfach preis-
gekrönt, versendet im Postpaketen à 9 Pfund
netto für Mk. 12,25 postfrei Nachnahme.
C. A. Landsmann, Elbingstedt 42, Schleswig.
Lieferant höchster Herrschaften



KRANKEN-

Fahr- und Ruhestühle,
vers. olib. Kalkissen etc.

R. Jaekel,

München, Sonnenstrasse 28.
Berlin, Markgrafenstr. 20.
Preisliste IV gratis u. franko.

Im „Virgil“-Verlag, Berlin W., Kantstr 8/9
in der Sammlung „Persönlichkeiten“ soeben erschienen:

Maximilian Harden

von P. Wiegler. — 6.—10. Tausend.

Neue Originalaufnahmen und textlich erweitert.

Preis 30 Pfg. — Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Dr. med. Werter

zeigt in seiner soeben erschienenen Schrift, die für 55 Pfg. im geschlossenen Brief (auswärts 70 Pfg.) durch J. Muretz & Co., Berlin N.O. 18. c. zugesandt wird; wie der geschw. Mann neue Lebensfreude gewinnen u. sein Nerven-System wieder kräftig. kann.

Diabetes-Bauer

Koetzschenbroda-Dresden.
Sommer- und Winter-Kuren.

Meiningen

Betriebszulu. „Frühjahrskuren“.

Sanatorium für Nervenkrankte und Entziehungskuren. Modern nach physik. diätetisch. Prinzip geleitet mit Familienanschluss unter dauernder psychischer Beeinflussung. Beschränkte. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow.

Schriftsteller

Bekannter Verlag über. literar. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Auss. günst. Bedingungen. Offerten sub. Z. G. 509. an Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.

Ostseebad Georgenswalde

Samt. Stellküste, Post. Tel. Ranschen, ruhiger vornehm. Erholungsort. Wald, solide Preise. Näh. Badeverwaltung

Geistig Zurückgebliebene

find. sorgf. Behandlg. u. Ausbildung in W. Schröters, Erziehungsanst., Dresden-N., Oppellstrasse 44/44b. Prosp.

Tadellosen Teint

zu erwerben ist leicht mit Hilfe des seit Jahrzehnten bewährten, glänzend begutachtet.

Deutschen Teintwaspulvers und

Preis kl. Pckg. je 1 Mk.

— Flüssig-Teintpräparates —

gr. Pckg. je 4 Mk.

Chem. Laborat. Dr. M. Hohenadel, Dresden-A. Georg Kühne Nachfl.

Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30, Nollendorfplatz 7.

Soeben erschien:

Harden im Recht?

Eine Betrachtung von Frank Wedderkopp.

Preis: 50 Pf.

5 Bogen. 8°.

Preis: 50 Pf.



Saalecker Werkstätten Zweig Berlin

Viktorlastr. 23 (b. d. Potsdamer Brücke)

AUSSTELLUNG v. ARCHITEKTUR-MODELLEN

SAALECKER MÖBEL VON

PROF. SCHULTZE-NAUMBURG

Bekuhungsküper — Eisen — Stette — Toppiche. Freie Beschligung.

Filialen:

BerlinFriedrich-Strasse 106 a.
Sprechst. 10-12, 3-5.**München**

Bayer-Strasse 29.

Dresden,

Plauen i. Vgtl.,

Cöln, Essen,

Brüssel etc.

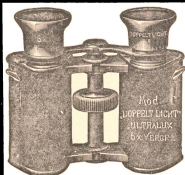
**Beinkranke** verlangt Broschüre
Wie heile
ich mein Bein selbst?von Dr. Strahl, Hamburg, Besenbinderhof 13
gratis. Operationslos. Behandlg. v. Krampfadern, Aderknoten
steif, Gelenken, Wunden, Fistein, Beingeschwüren, Haza. u.
trockn. Flechten, Salzfuss, Elephantiasis u. andere Beinleiden.**Fay's ächte Sodener Mineral-Pastillen**
Ueberall zu haben.Preis 85 Pfg.
pro Schachtel**Gegen Husten & Heiserkeit.**

Die grösste Erleichterung in heisser Zeit bietet

Schiessers Abhärtungswäsche aus Ramie

Schiesser's Abhärtungswäsche

weil sie luftdurchlässig ist, Transpiration
mindert, nicht klebend anliegt und bei
Zugluft und schnellem Temperatur-
wechsel Erkältungen verhütet.Auskunft über Niederlagen und Muster
sowie Gutachten etc. gratis und franko
durch den Fabrikanten**Jaques Schiesser, Radolfzell W. (Baden)**



Busch

Prisma- Binocles.

Weltmarke.

Zu beziehen durch alle optischen Handlungen, Kataloge gratis und franko.

Rathenower Opt. Industrie-Anstalt, vorm. Emil Busch, A.-G., Rathenow.

Sanatorium Dr. Hauffe **Ebenhausen**

Obb. bei München

Physikalisch-diätetische Behandlung

für Kranke (auch bettlägerige) Rekonvaleszenten u. Erholungsbedürft. Beschränkte Krankenzahl.

Die Deutsche Nafta-Gesellschaft m. b. H.

Berlin W.9 Potsdamerstr. 129/130 Ecke Eichhornstr.
Fernsprecher: Amt VI, 1906, 1907. Telegr.-Adr.: Naftabrutto Berlin

Zweigniederlassungen: Amsterdam, Drohobycz

empfiehlt die von ihr neugeschaffenen

Nafta-Brutto-Zertifikate

Man verlange gratis Prospekt und Wochenschau!!

BANK-ABTEILUNG

An- und Verkauf von Wertpapieren. Konto-Korrent-Verkehr. Sämtliche anderen bankgeschäftlichen Ausführungen. Billigste Spesenberechnung.

PRODUKTEN-ABTEILUNG

Lager in Berlin und allen grösseren Städten Deutschlands von: Petroleum für Beleuchtungs- u. Beheizungszwecke, sämtlichen Benzingattungen: Hydrür-, Gasolin-, Automobil-, Apotheker-, Wasch-, Extraktion-, Motoren- und Lackbenzin. Alle Gattungen von Maschinen- und Schmierölen. Ganz besonders empfehlen wir die Marken: „D. N. G.“ Automobil-, Spindel- und Vulkan-Oele.

ROHÖL-ABTEILUNG

Ersatz für Kohlenfeuerungen. Unser technisches Bureau erteilt kostenlos ausführlich Auskunft über die Verwendung des Rohöls als Heizmaterial für alle industriellen Zwecke. Man verlange kostenlose Vorschläge über Aenderung der Feuerungsanlagen zwecks Rohölverwertung. Rohöl und Gasöl zu Karburierungszwecken.

— Jede Auskunft kostenlos und bereitwilligst. —

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.
 Modernstes Specialsanatorium.
 Aller Comfort. Familienleben.
 Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.

ALKOHOL

Verlag v. Reuther & Reichard in Berlin W 9.

Seeben erschienen:

*
Paulsen, Dr. F.,
 Professor a. d. Univ. Berlin.
Moderne Erziehung
und Geschlechtliche
Sittlichkeit.
 *

Einige pädagogische und moralische Betrachtungen für das Jahrhundert des Kindes.
 I.—5. Tausend. 8° IV, 96 Seiten. 1.— Mk.

Marquis de Sade, Justine u. Juliette

deutsch übersetzt; 3 Bände Text und 1 Band mit 103 Illustrationen tadellos erhalten für **M. 90.—** verkauft. Geßl. Zuschriften unter 2351 an die Exped. d. „Zukunft“ Berlin SW 48, erbet.

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur
Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.

Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst
 und Musik, Leipzig 61.

Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das **Sexual-Nerven-System des Menschen** und dessen Aufrechterhaltung und Kräftigung durch ein erprobtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche geg. 25 Pf. frei. **Gustav Engel,** Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.

Joh. Casp. Lavater Physiognomische Fragmente

zur Beförderung der

Menschenkenntnis u. Menschenliebe

4 Quartbände über 1500 Seit. und 1000 Kupfer Originalgetr. Privatdruck d. I. A. v. 1775—78 im garantiert 500 numeriert. Exemplaren. 20 Lief. à M. 3/5. Vornehm ausgestattet. Lief. 1, 2 sech. erschien. Komplet bis Oktober, Bildet m. a. ca. 1000 Illustrationen v. Chodowiecki etc. e. Kunstwerk erst. Ranges u. a. Zierde jed. Hauses. Ausführli. illustrierter 4seit. Quartprospekt und Verlagsverzeichnis gratis franko.
H. Barsdorf, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 **Johann-Georgstr. Berlin-Halensee,**
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Juvenal

Roms Weiber

Deutsch von Dr. M. Kohn. 50 Pfg.

Also sprach Herakleitos

Deutsch von Dr. M. Kohn. 60 Pfg.

Zu beziehen geg. Einsendg. des Betrages per Postanweisung oder in Briefmarken von **Adolph Will, Buchh. Hamburg, Lübeckerstr. 95.**

Buchführung!

Um meine preisgekrönte Buchführung schnell einzuführen, erlaube ich $\frac{1}{2}$ Jahr lang den Unterricht **gratıs.**

Preis der Lehrmittel für einf. M. 4.50, für dopp. M. 6.50. **C. Janes, Lehranstalt, Hamburg, B. Strohhause 6.**

Societät Berl. Möbel-Tischler

Ad. Titzer, Jerusalemer Kirche 3, Berlin SW.

Möbel für vornehme Wohnungs-Einrichtungen

Ausstellung stilgerechter Wohn-, Speise- und Schlafzimmer in den neuesten Holzarten.
 Lager aller Kunstmöbel. Polstermöbel. Dekorationen.

Charakter.

kann man zu kennzeichnen. Ihre eigenartige Wissenschaft steht freilich hoch über der landestüblichen Graphologie. Die von ihnen gezeichneten Charakter-Portraits verhalten sich zu den Erzeugnissen jener, wie die Meisterwerke eines bildenden Künstlers zu den Machwerken eines Stümpers. . . . Ihre Kunst ist durchaus Original. Sie leuchten gleichsam wie mit einem Scheinwerfer in die dunkelsten Tiefen des Seelenlebens. . . . Auf **briefliche** Anfrage kostenlos: Broschüre und **Honorarbedingungen** für Charakter-Analysen. Adresse:

P. P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg I.

Kritiken nach der Handschrift. **Brief an P. P. Liebe.** . . . Rätselhaft ist es, wie es ihnen gelingt, die seelischen Eigenschaften innerlich gänzlich fremder Menschen mit wenigen markanten Strichen zu kennzeichnen. Ihre eigenartige Wissenschaft steht freilich hoch über der landestüblichen Graphologie. Die von ihnen gezeichneten Charakter-Portraits verhalten sich zu den Erzeugnissen jener, wie die Meisterwerke eines bildenden Künstlers zu den Machwerken eines Stümpers. . . . Ihre Kunst ist durchaus Original. Sie leuchten gleichsam wie mit einem Scheinwerfer in die dunkelsten Tiefen des Seelenlebens. . . . Auf **briefliche** Anfrage kostenlos: Broschüre und **Honorarbedingungen** für Charakter-Analysen. Adresse:

Seebäder-Dienst der Hamburg-Amerika-Linie

Von Hamburg über Cuxhaven

mit dem Turbinen-Schnelldampfer „KAISER“ und den bewährten Salon-Schnelldampfern „Cobra“, „Prinzessin Heinrich“ und „Silvana“. Abfahrt von Hamburg, St. Pauli-Landungsbrücken werktags 8 Uhr vormittags, Sonntags 7 Uhr 30 Minuten vormittags.

I. nach Helgoland-Sylt

Unabhängig von Ebbe und Flut.

vom 1. Mai bis 29. Juni und vom 18. bis 30. September jeden Montag, Mittwoch und Freitag, vom 1. Juli bis 10. September täglich hin und zurück. — Vom 1. bis 29. Juni und vom 18. bis 30. September jeden Montag, Mittwoch und Freitag und vom 1. Juli bis 15. September täglich: Anschluss nach Amrum und Wyk a. Föhr teils mit direktem Dampfer von Harsum a. Sylt).

II. nach Helgoland-Norderney

am 18., 20., 23., 25., 27. und 30. Juni, — vom 1. Juli bis 15. September täglich hin und zurück. — Anschluss in Norderney nach Borkum, Juist und Langeoog vom 1. Juli bis 15. September fast täglich.

Direkte Schnellzug-Verbindung: Berlin-Cuxhaven-Helgoland | Sylt
Norderney

Pfingst-, Ferien- und Sonntags-Sonderfahrten zu bedeutend ermäßigten Preisen.

Rundfahrkarten durch die Nordseebäder während der ganzen Saison gültig **Mark 40.90.**

Fahrpläne, Fahrkarten und Auskunft bei den Agenten der Hamburg-Amerika-Linie, den grösseren Eisenbahnstationen sowie beim

Seebäder-Dienst der Hamburg-Amerika-Linie.

Hamburg 9, Johannisbollwerk 15.
Fernsprecher: Nr. 11, 3379—81.

Elektrische Kuren

eine Reform-Naturheilkunde
Sommer- u. Winterkuren
Prospekte gratis und franko

J. G. Brockmann
Dresden A3, Mützenstraße 5.

Photograph. Apparate

Neueste Modelle mit erstklassiger
Optik renommierter optischer
Firmen zu Original-Preisen.
Epochemachende Neuheit:
Auto-Klappkamera, beim Öffnen
selbsttätig, sofort betriebsfertige
Einstellung.

Bequemste Teilzahlung
ohne jede Praerhöhung.
Binocles und Ferngläser.
Illustrierte Kataloge kostenfrei.

Schoenfeldt & Co.

(Inhaber Hermann Roscher)
Berlin SW., Schöneberg, Str. 9.

Sieben erschienen:

**Auf den Strömen der Welt
zu den Meeren Gottes.**

Gedichte von **Gustav Schiller**.
In Perg.-Umschlag M. 4.50, gebunden M. 5.50.

Heimat

von der Schönheit und dem Leben
von **Theowart Christ**.

Broschürt M. 2.—, gebunden M. 3.—.
Fritz Eckardt Verlag :: Leipzig.

Original Englische Arbeit



Keine Fabrik in Deutschland

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10.— ab.

**„Sanatorium
Zackental“
(Camphausen)**

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreibershausen 21.

Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhstation)

für chronische innere Erkrankungen, neu-
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände.
Diätetische, Brunnen- u. Entziehungskuren.
Für Erholungssuchende. Wintersport.
Auch allen Errungenschaften der
Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte,
nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe
450 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres
Dr. med. **Bartsch**, dirg. Arzt da-
selbst oder Administration in
Berlin S.W., Böckerstr. 118.

Henkell Trocken

